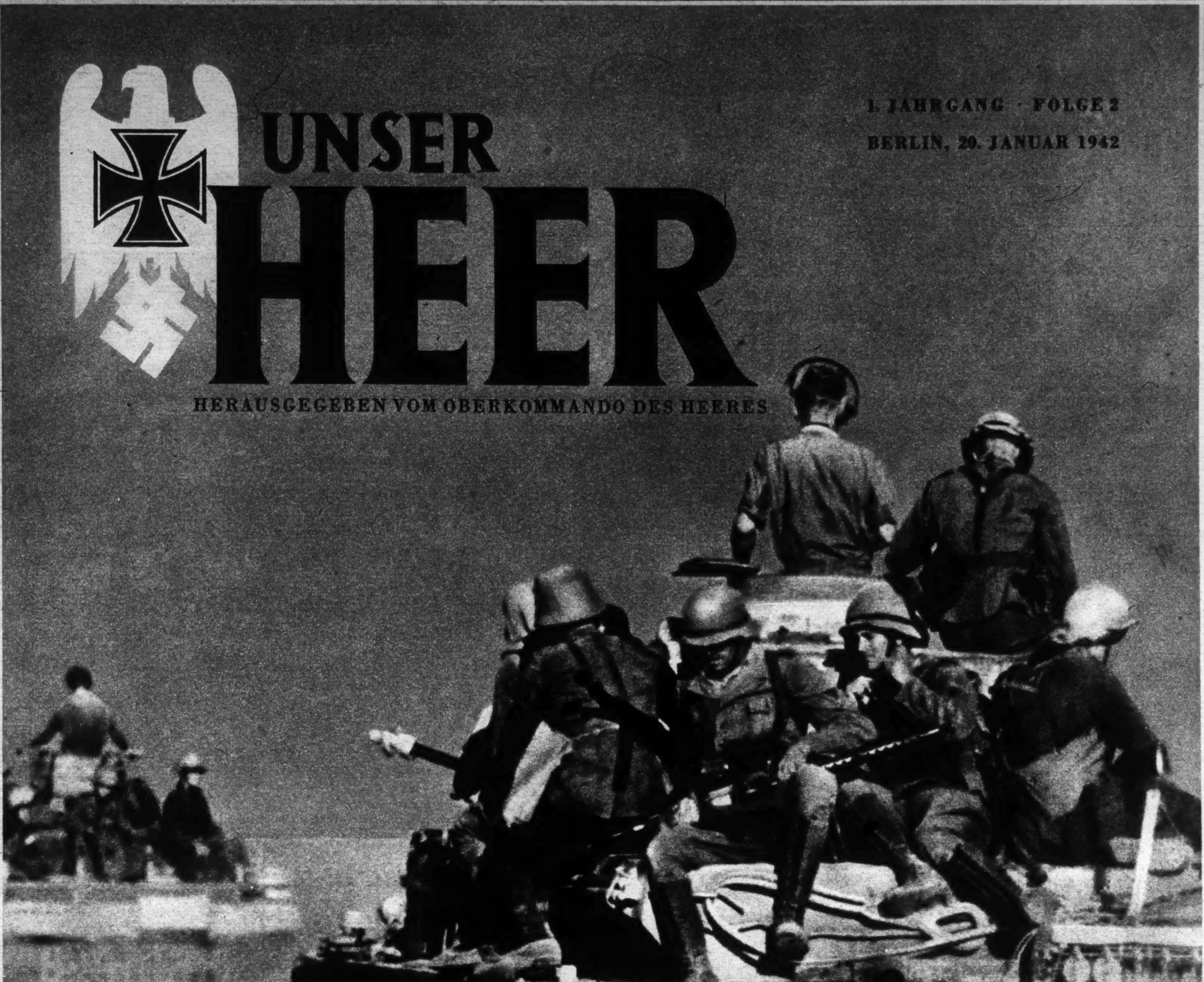
UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

1. JAHRGANG · FOLGE 2
BERLIN, 20. JANUAR 1942



„Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes. Wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren, auch selbst im Laufe großer Siege!"

SCHARNHORST

Im VISIER

DER ECKZAHN

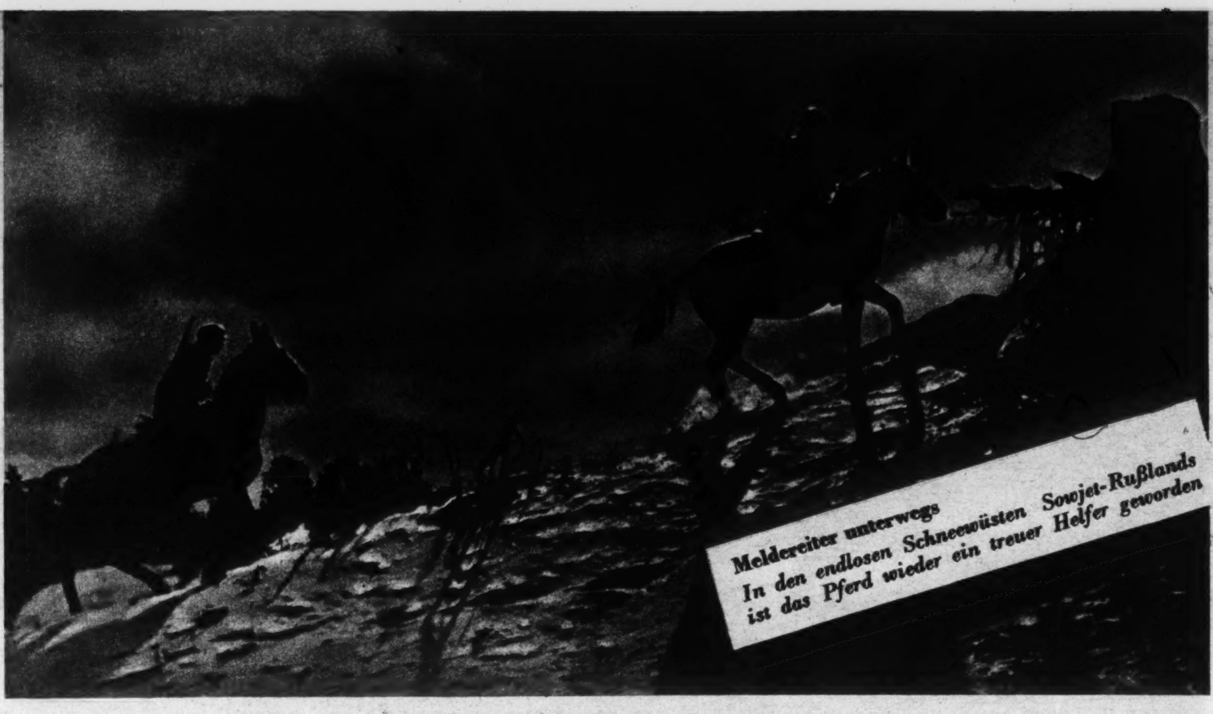
Dem britischen Empire ist der Eckzahn Hongkong gezogen worden. Im Raubtiergebiß des schon arg mitgenommenen plutokratischen Löwen klafft eine Lücke, für die es keinen Ersatz gibt. Der Patient, vertreten durch den Gouverneur Sir Mark Young, hatte örtliche Betäubung verlangt — er hat sie bekommen! Die japanischen Spritzen sorgten dafür, daß ihm Hören und Sehen verging. Nicht nach drei Monaten, wie der Patient gemeint hatte, nein, schon nach 18 Tagen konnte die Zange angesetzt werden. Und sie faßte so gut an, daß dieser stolze britische Eckzahn bis in seine Granitwurzeln krachte. Hui, wie da der zutiefst erschrockene Leu gen Himmel schrie! Bis nach London, ja bis nach Washington war sein Wut- und Schmerzgeheul zu hören. In der churchillierenden Phantasie des unbändigen Löwenbändigers Winston klangen diese Klagelaute natürlich wie Freudenschreie, und so vergaß er auch nicht, diese „planmäßig verlaufene" Zahn- und Rückzugsoperation als besondere Ruhmestat in das Krankenbuch der englischen Kriegsgeschichte einzutragen. Der Eckzahn ist gezogen. Andere wie Singapur und Malta sind schon stark plomb- bzw. bombardiert. Die Zange ist in bedrohlicher Nähe. Amerikanischer Zahnersatz aber soll — wenn noch lieferbar — nicht viel taugen.

DIE KARIKATUR

Man kann nicht alles allein machen. Selbst Friedrich der Große in seinem kleinen Preußen machte nicht alles allein. Und die Größe Wilhelms I. beruhte mit in seiner Kunst, den rechten Mann auf den rechten Fleck zu stellen. Wann und wo wir auch der Größe geschichtlicher Führerpersönlichkeiten nachspüren, wir werden immer den Führer in der Mitte und die Ausführenden um ihn geschart finden. Da macht es uns herzlich lachen, jenseits des großen Teichs einen zu sehen, der glaubt, eine Menschenansammlung sei Führung. Herr Roosevelt, der in der Mitte seines „Gehirn-Trusts" steht und quatscht. Er bietet das in der Weltgeschichte erstmalige und einzigartige Bild eines „Staatsmannes" ohne Gehirn. Denn wozu brauchte er einen Gehirn-Trust, das heißt eine Ansammlung von Leuten, die für ihn denken, wenn er selbst Gedanken hätte? Mit Franklin Roosevelt wird die Kopie des Staatsmannes zur Karikatur. Um den großen Franklin schart die Horde lebhaft mauschelnder „Gehirne", der Funke des Genies ersetzt durch den Telephonanruf des Tipgebers, die Zukunftsschau ersetzt durch die Kalkulation geschäftstüchtiger Gehirn-Gangster, die Stimme des Gewissens durch das Geflüster der Börsenjobber.

FLÜGEL „OHNE"

Kein punktfreier Artikel, sondern die neueste Delikatesse aus der amerikanischen Hexenküche: Aus Kalifornien kommt die Meldung von einer neuen Flugzeugkonstruktion, dem „fliegenden Flügel", der ohne Leitwerk und Schwanzsteuerung großartig fliegen soll. Die Amerikaner hätten sich den doppelten Kordon von Polizisten und Geheimagenten um die Geburtsstätte dieses merkwürdigen Geflügels, das in ihrer beflügelten Phantasie bereits die Niederhaltung und Besiegung aller feindlichen Luftmächte nur noch zu einer bloßen Formalität macht, sparen können. Für uns ist das nämlich nichts Neues mehr. Der fliegende Flügel wurde zu ungezählten Malen an allen Fronten, wo die deutsche Luft- und Bodenabwehr die Gegner in der Luft zum Kampfe stellte, beobachtet — ohne Leitwerk und Schwanzsteuerung, versteht sich. Meistens war es nicht nur ein einzelner, sondern in erklecklicher Anzahl gingen sie im Sturzflug zur Erde oder zu Wasser, bestimmt, aber zu Bruch. Nur daß sie im Gegensatz zu der amerikanischen Konstruktion sich erst in der Luft und unter freundlicher Mithilfe der deutschen Jäger und Flak von ihrem „Flügelmutterschiff" trennten. Daß sich die Amerikaner diese tolle Erfindung nunmehr patentieren ließen, stimmt uns angesichts der Verhältnisse an der amerikanisch-japanischen Front nicht verwunderlich.



Meldereiter unterwegs
In den endlosen Schneewüsten Sowjet-Rußlands ist das Pferd wieder ein treuer Helfer geworden

LONDON weint – wir bleiben hart!

Die britische Macht zur Beherrschung der Welt hat in der geschickt zusammengeschmiedeten Kette von Stützpunkten in allen Meeren bestanden, die zusammen mit der Flotte den Grundfaktor für die Existenz des englischen Empire bildeten und auch so lange bilden konnten, als sich ein Angriff nur gegen den einen oder anderen von ihnen richtete. Plötzlich aber steht London vor der Tatsache, daß es keinen Stützpunkt mehr besitzt, der nicht von Krieg und direkten Angriffen bedroht wäre, da das Empire durch den Krieg in Europa und im Pazifik an allen Fronten in der Reichweite gegnerischer Flugzeuge, Schiffe und Landetruppen liegt. Die zur gleichen Zeit gegen alle großen britischen Stützpunkte durchgeführten Angriffe, die seit Bestehen des Dreimächtepaktes zwischen Deutschland, Italien und Japan der Angsttraum der Engländer waren, werfen die gesamte Empirestrategie über den Haufen, die als Grundlage die Dynamik im Gebrauch und im Einsatz der einzelnen Stützpunkte hatte, die darauf baute, daß bei einem Angriff auf die eine oder andere Empire-Festung die Stärke der benachbarten ausreichen werde, um eine entstandene Gefahr zu bannen. Auch die USA sind zur Zeit in einiger Verlegenheit. Der von ihnen in langer Zeit sorgfältig um Japan gelegte Blockadegürtel, der gleichzeitig ein strategisches Sprungbrett für einen umfassenden Angriff gegen Japan sein sollte, ist gesprengt und dient jetzt nach der überraschenden Besetzung von USA-Stützpunkten im Pazifik und der Vernichtung der Hauptbestandteile der USA-Flotte den Japanern als strategisches Sprungbrett für weitere Operationen gegen die USA und die britischen Empireteile im Pazifik.

London hat also Gründe genug, Tränen des Schmerzes zu weinen. Aber was tut ein guter englischer Politiker in diesem Falle? Er sucht etwas, was ihm Grund geben könnte zum Jubel. Ein erster Anlaß dazu scheinen die Ereignisse in Nordafrika zu sein, wo weit überlegene britische Kräfte die verbündeten deutsch-italienischen Kampfgruppen zusammengedrängt haben, ohne sie trotz aller Überlegenheit schlagen zu können, und wo zur Zeit noch hart gekämpft wird. Es ist erstaunlich, wie schnell die Engländer vergessen haben, daß der Wüstenkrieg seit Jahrtausenden seine eigenen, unveränderten Gesetze hat, die immer bedingt waren und bleiben werden durch schnelle Truppen, sei es in Gestalt von Reiterhorden, wie es früher der Fall war, sei es durch motorisierte Einheiten, die heute dem Wüstenkrieg ihr Gepräge geben. In sich geschlossene Fronten hat es dabei noch nie gegeben. Der räumliche Erfolg hat noch nie einen Wüstenkrieg entschieden. Schon werden in die britischen nordafrikanischen Siegeslorbeeren von bekannten englischen Militärsachverständigen Disteln eingeflochten. Es ist ja auch so langsam bis nach London durchgesickert, daß die Verluste der britischen Angreifer schwer sind; ganz unverhohlen spricht man deshalb schon davon, daß die englische Front, die man an der Themse von Singapur bis Sollum rechnet, im Osten, d. h. im Pazifik, kaum gehalten werden könne wegen eines mit größten Opfern errungenen räumlichen Erfolges in Nordafrika, der zwar keine Entscheidung gebracht hat und wegen des ungebrochenen Widerstandes der tapferen deutsch-italienischen Truppen auch nicht bringen wird, aber nun über die Schläge hinwegtäuschen soll, die England in Ostasien einstecken mußte. Um so mehr schaut man von London aus jetzt nach Sowjetrußland. Der russische Winter läßt nach dem starken Kälteeinbruch die Durchführung des Bewegungskrieges, die das deutsche Heer einen Sieg nach dem anderen erfechten ließ, in der bisherigen Form nicht zu. Das aber bringt mit sich, daß die in den letzten Wochen des Bewegungskrieges vorgetriebenen, in Form von Keilen und Zipfeln weit in Feindesland hineingeschobenen Stellungen im Zuge der Frontverkürzung aufgegeben und zurückgenommen werden mußten. Diese Bewegungen verlaufen, wie der Wehrmachtbericht mehrere Male festgestellt hat, planmäßig. Wir sind aber stark genug, die Schwierigkeiten, die sich dabei zwangsläufig ergeben und die vergrößert werden durch die Stärke des Gegners und den harten russischen Winter, zu erkennen. Wir sehen sie so, wie sie sind. Wir unterschätzen sie nicht, messen ihnen aber auch nicht mehr Bedeutung bei, als ihnen wirklich zukommt. Denn Gott sei Dank ist der deutsche Mensch und insbesondere der deutsche Soldat so erzogen worden, daß er sich keinen Illusionen hingibt und jede Lage sachlich und nüchtern so betrachtet, wie sie in Wirklichkeit ist. Wir lassen uns dabei auch nicht irritieren dadurch, daß die Sowjets an verschiedenen Stellen unter Bildung von Schwerpunkten in den Gebieten, die planmäßig aufgegeben werden, mit starken Kräften nachdrängen, denn wir wissen, daß zur gegebenen Zeit, wenn der Befehl des Führers dazu kommt, die deutsche Front auch da wieder steht, wo sie jetzt noch in Bewegung ist, und daß dann kein bolschewistischer Angriff stark genug sein wird, um mit Erfolg gegen diese Stellungen anzurennen. Der Kampf, der jetzt im Osten geführt wird, ist hart. Er ist härter als der unvergleichliche Siegeszug vom 22. Juni bis zum Ende des Bewegungskrieges. Der deutsche Soldat muß jetzt Entbehrungen auf sich nehmen, die unermeßlich größer sind, und wenn einmal die Geschichte des Ostfeldzuges geschrieben wird, dann wird ein umfangreiches Kapitel diesem russischen Winter und wie der deutsche Soldat ihn getragen hat, gehören. Es wird davon berichten, wie trotz der niedrigen Temperaturen, der Schnee- und Eisstürme, der dauernden Angriffe der Sowjets, wie trotz der Schwierigkeiten des Nachschubs und aller durch die sowjetischen Zustände bedingten Verhältnisse der deutsche Soldat der überlegene Kämpfer geblieben ist, der die mit starken Kräften geführten bolschewistischen Angriffe abwehrte oder im Gegenangriff abfing.

Deshalb läßt uns das laute Geräusch der feindlichen Propagandamaschinen, besonders der in London stehenden, kalt. Ihr Jubel ist Selbstbetrug, denn er ist künstlich und gemischt mit Tränen bitteren Schmerzes. Uns aber macht das alles noch härter, läßt uns noch fester zusammenstehen, läßt Front und Heimat noch enger zusammenkommen im gegenseitigen Verständnis dessen, was ein gutes, altes, deutsches Wort sagt: „Gut ist, was uns hart macht!" H. M.

Titelbild: Kriegsberichter Leutnant E. Borchert †

ON
NGRAD
S ZUR
KRIM

Der Spähtruppführer vor Leningrad
Völlig der tiefwinterlichen Umgebung angepaßt, führt er seine Erkundung mit gewohnter Sicherheit aus

Panzerspitze voraus ...
Unsere Panzerwaffe muß bei den Kältegraden das Letzte hergeben, um die Schwierigkeiten zu überwinden

Wenn die Räder einsinken ...
wird die Pak in behelfsmäßige Schlittenkufen gehoben und ihre Beweglichkeit wiederhergestellt

Kampf im Krimdorf
Ein Dorf in der Krim wird in harten Straßenkämpfen durch Infanteristen gesäubert

Völlig den neuen Verhältnissen angepaßt ...
werden viele Soldaten zu Skiläufern und lernen, was auch im Kriege diese Bretter bedeuten

…nahmen der Kriegsberichter Lehr, Feldle, Tannenberg, Knödler, Maltry, Schröter

MASKE UND GESICHT DES OSTENS

Gedanken um den härtesten Kampf

Von Kriegsberichter KURT ZIESEL

Im Schauder der Schlachten wachsen uns die ewigen Wahrheiten Gottes wie ein uns innewohnendes Geschick zu. Vor solchem Schauder wird manches Große klein, und das Kleinste erhält seinen bedeutsamen Platz. Wenn aber das Zucken der Seele mählich erlischt und wir aufwachen wie aus der Schwere eines unsagbaren Traumes, tritt wieder das Wirkliche der Welt vor unsere Augen, seine Aufgaben und Notwendigkeiten werden — fast grausam dünkt es uns — wieder lebendig. In Frankreich war uns dies alles leichter, einfacher, fast selbstverständlicher geworden. Ein müdes Volk war von uns in den heißen Stürmen weniger Wochen überwältigt worden. Es hatte ein frivoles Spiel gespielt und nach Gebühr verloren. In diesem Kampf war mehr Verachtung als Ingrimm in uns gewesen. Dann zog der Sommer auf, zwischen den Trümmern der Städte und den Ruinen ragender Kirchen reifte die Traube, rauschten die Wälder. Und in den Städten wachte das Leben wieder auf, ein anderes als bei uns, aber uns verwandt und begreifbar. In den spiegelnden Bändern der Straßen hielt uns die Ordnung eines Erdteiles zusammen, die auch über Brand und Zerstörung des Krieges hin nicht ihr Gesetz verlor. Es war der Rand Europas, krank und irr an Seele und Körper. Aber im Herzen von Paris glühten wie eh und je in den nackten Menschenleibern Rodins die Leidenschaften ewiger Wahrheit, der Geist unserer Ahnen wehte unverlierbar in den himmelnahen Spitzen der Kathedrale von Reims. Unter dem Gebälk alter Bauernhäuser in der Normandie floß uns der Apfelwein kühlend in die heiße Kehle, auf dem Marktplatz in Brüssel erschauten wir über dem Gewimmel des Alltags und dem Widerstreit der Zeit das ewige Bild einer Kultur, die uns als Mitte erkoren und Europa aus ihr tränkte und immer wieder bewahrte. So wuchs uns aus den Schlachten im Westen bald eine gute Gewißheit in die aufgerührte Seele, kein Frieden zwar, aber eine echte Hoffnung.

Seither haben wir manchen Tag, da wir im Osten marschierten, die Hoffnungslosigkeit und die letzte Verlassenheit jenes Landes erlebt, das sich der Menschheit Paradies nannte. Sie wanderten als seltsame Gefährten an unserer Seite und erhoben sich aus den unergründlichen Wäldern, den grundlosen Straßen, der Einsamkeit und der hintergründigen Verlorenheit verkommener Dörfer und Städte. Schwankend und ohne Grund, wie dies alles, umgaukelten sie unsere Seele. Nein, sie hatten keine Gewalt über uns, obwohl sie um uns standen und in unsere Herzen stiegen, da wir in diesem Lande atmeten und lebten. Der Rhythmus unseres Marschierens und Siegens bestimmte unser Herz und unser Dasein. All dies wich, da das harte Gebot des Kampfes uns in seinen Bann zwang oder das Glück und der Stolz eines neuen Sieges unser Herz beflügelten. Das Dämmerlicht einer grauenhaften Vision, ja die Maske vor einem Gesicht, hinter der sich der Osten verbarg, wich dieser Helle und Klarheit, die in uns war und uns voranleuchtete.

Als wir von Tilsit an jenem Junimorgen aufbrachen, die erste Bresche in den aufmarschierten Feind schlugen und der kühne Ansturm unserer Panzerdivisionen tief in das Herz des Baltikums eindrang, feierte ich ein erschütterndes Wiedersehen mit Landschaft und Menschen, die ich vor zwei Jahren im behüteten Dasein eines trügerischen Friedens erlebte. Nun war kaum ein Jahr vergangen, daß hier die Gewaltherrschaft aus dem Osten ihr blutiges Banner aufgerichtet hatte.

Im Osten Lettlands öffnete sich uns dann das erstemal die neue, fremde Welt im Anblick der blauverdämmernden Ebene der russischen Weiten, Wälder und Sümpfe. Kein Ruhepunkt für das schweifende Auge war da, kein zärtlicher Rahmen faßte das Verfließende. Nur dieser ferne Strich am Horizont schuf eine schwankende Grenze, und bis zu ihr, grau, blau, grün, dunkel und schwer, unsäglich verloren: der Osten! Wir tauchten in seine Geheimnisse und Gefahren. Immer wieder lähmte der tückische Tod aus Wäldern und Sümpfen den Schwung unseres Angriffes. Manchmal huschte die Erinnerung an Wälder in unsere Stirn, an Wälder in der Heimat, die wir uns erwandert hatten, beseligt von ihrer Schönheit und Weihe. Ach, Wald, deutscher, ferner Heimatwald! Hier aber wucherte es wie im Dschungel.

Inmitten der Wälder und Sümpfe führten die Straßen, verfallen, einsam und elend, gegen Norden und Osten. Dann und wann duckten sich ein paar verfallene Holzhäuser an den Straßenrand, eine spärliche Lichtung gab armseliges Futter für das verwahrloste Vieh. Aber ein Dorf, eine Siedlung, etwas, das uns an Menschen gemahnt hätte, an ihren ordnenden Sinn, an ihre Liebe für das Bergende, Schöne, Heimatliche, suchten wir vergebens. Und wir zogen weiter, unablässig waren wir dem Feind auf den Fersen. Hinter sich brach er alles ab. Keine Brücke, die noch stand, kein Dorf, das nicht die Spuren seines Wütens trug. Über die Flüsse kämpften wir uns hart weiter gegen Leningrad. Wo die Eisenteile gesprengter Brücken in den Himmel ragten, ein grauenvolles Bild der Vernichtung, rollen nebenher unsere Kolonnen schon wieder auf neuen Bohlen auf das jenseitige Ufer. Wir stumpften allmählich ab. Wir warfen kaum noch einen Blick auf diese zerlumpten Gestalten neben den Ruinen ihrer Häuser, die sich Menschen nannten. Manchmal wurde man zwar noch betroffen von der seltsamen Einheit, die in der Zerstörung und der Öde des Landes zu liegen schien. War eines nicht ein Teil des anderen und seine Ergänzung? Mußte hier dieser leere Kamin vor den Aschenresten der Hauswände, dort die klaffende Wunde in der hochgeführten Brücke über den Fluß, hier der geborstene Panzer und dort das verwesende Pferd sein als Teil und Sinnbild dieses Landes? In der Erinnerung begegnete uns Dostojewski. Die Musik Tschaikowskys berührte uns auf einmal mit neuer Bedeutung. Waren auch Land und Menschen in ihrem Wesen und Ausdruck, in ihrer Seele und ihrem Tun nur gebannt unter dieses Gesetz? War es ein Gesetz? Manches Gespräch rätselte tastend abends vor der flackernden Kerze und einem fernen, eiskalten Sternenhimmel, in dem kaum ein Trost war, über die Fragen. Vom Ring um Leningrad fort trug mich ein Auftrag etliche tausend Kilometer nach Süden. Der metallene Vogel dröhnte über zahllose Schlachtfelder, bis allmählich die Wälder spärlicher wurden und die Sümpfe ausgetrocknet schienen. Ungeheure Staubfahnen zeigten die Richtung der Straßen an, schwarze und braune Punkte auf riesigen Flächen erkannte ich als weidendes Vieh, und plötzlich glänzte weiß und seltsam verheißungsvoll ein Dorf, ein Städtchen herauf, hingeschmiegt an eine Regenfurt, an ein ausgefressenes Flußtal, das kaum merklich die blendende Fläche unsäglicher Weiten unterbrach. Zwar war das Liebliche darin auch eine Täuschung, als wir, auf die Erde zurückgekehrt, über den von der Hitze wie zu Stein gebrannten schwarzen Boden der Ukraine rumpelten. Aber von der unbeschreiblichen Armut der Holzhäuser des Nordens kommend, dünkten uns doch diese weißgetünchten Lehmhütten freundlicher und wohnlicher. Das reichste Land Europas begegnete uns. Und der Gedanke an diesen Reichtum, an diese von Gott gesegnete Fruchtbarkeit, machte uns schaudern vor der Unvernunft und dem Wahnwitz einer Ordnung, die ganz Europa beglücken will.

Auch hier wird ein Stück Deutschland und damit ein Stück edelsten und besten europäischen Geistes formend und ordnend das wahre Gesicht des Ostens sichtbar machen. Vor den goldenen Türmen Kiews, dessen Grundsteine einst germanische Krieger legten, steigt uns eine Vision auf, vor deren zukunftverheißender Macht die gewaltigen Ebenen sich zum Plan fügen, die Ödnis sich der Schöpferkraft und Schaffensfreude als unermeßliches, gefügiges Instrument darbietet, in der die Zerstörung, das Grauen, der Verfall wirklich nur mehr eine gespenstische Maske sind, die uns wohl erschrecken und verwirren, auch lähmen kann, die uns aber nicht die Kraft nehmen wird, unsere Ordnung, die zugleich die Ordnung des europäischen Geistes ist, aufzurichten und damit der Menschheit ein neues Stück der Erde zu gewinnen. Hier sollen die Bauern Europas pflügen und säen, hier sollen die Krieger Europas Schwert und Schild sein, die Denker sollen hier planen und die Baumeister bauen, dann wird aus dem ungebändigten Chaos und der zermürbenden, seelenmordenden Lethargie des „Nitschewo" die strahlende Erfüllung der Tat emporwachsen.

Kdo greift ein!

Die deutsche Wehrwirtschaft im Kriegseinsatz

Von Sonderführer (K) WILHELM LORCH

Nachrückenden Infanteriekolonnen bietet sich in P. ein oder zwei Tage nach der Einnahme das nun schon gewohnte Bild: noch immer qualmende Häuser, gesprengte Fabrikhallen, Trümmer auf den Plätzen und Straßen. Dazwischen die ersten Zeichen der neuen Ordnung: die eben eingerichteten Dienststellen der deutschen Wehrmacht und, als willkommener Helfer in dem fremden Straßengewirr, jener aus vielen Abbildungen auch der Heimat bekannte Wegweiser mit seinen zahlreichen Tafeln, Täfelchen und Pfeilern. Unter ihnen, deren Geheimsprache nur dem Soldaten durchaus vertraut ist, befindet sich ein Schild mit der Aufschrift: „Wi Kdo".

„Wi Kdo", das ist eine Kürzung, die den Weltkriegsteilnehmern kaum bekannt und die auch vielen von uns nicht immer ganz geläufig ist. „Wi Kdo" heißt „Wirtschaftskommando" und kennzeichnet einen Teil der wehrwirtschaftlichen Organisation der Wehrmacht, die im Kampfgebiet und im rückwärtigen Operationsgebiet Aufgaben erfüllt, die von großer Bedeutung für die Kriegführung sind.

Zum erstenmal wird in diesem Kriege planmäßig eine wehrwirtschaftliche Organisation der deutschen Wehrmacht eingesetzt. Im Weltkriege kannte man sie in diesem Ausmaße noch nicht. Die wehrwirtschaftliche Auswertung der besetzten Gebiete während des Weltkrieges war ebenso improvisiert wie die innerdeutsche Kriegswirtschaft — die so in den Anfängen der Erkenntnisse und der Praxis steckte, daß noch nach dem Attentat von Serajewo Hunderttausende von Tonnen Getreide exportiert wurden — und wie fast alle Abwehr- und Kampfmaßnahmen im Wirtschaftskrieg.

Die Lehren aus dem Weltkrieg wurden auch auf diesem Gebiet nicht vergessen. Heute verfügt die deutsche Wehrmacht über eine große, vielfältige und geschlossene wehrwirtschaftliche Organisation. Ihre Spitze ist das Wehrwirtschafts- und Rüstungsamt im Oberkommando der Wehrmacht mit seinem Chef, General der Infanterie Thomas. Die Frontorganisationen sind vor allem die Wirtschaftskommandos und die IV Wi-Stellen. Es ist jedoch keineswegs so, daß der Einsatz dieser Stellen die gesamte oder doch den weitaus größten Teil der Arbeit des Wehrwirtschafts- und Rüstungsamtes, in der militärischen Abkürzung Wi Rü-Amt genannt, repräsentiert. Mit ihnen tritt es nur besonders sichtbar in Erscheinung. Daneben hat das Wehrwirtschafts- und Rüstungsamt andere, sehr große und weitgreifende Aufgaben, die sich natürlich nicht im Rampenlicht der Öffentlichkeit vollziehen können.

Zweck und Ziel des Einsatzes der wehrwirtschaftlichen Einheiten der Wehrmacht im Operationsgebiet ist die Erfassung, Sicherung und schnellste Ausnutzung der vorhandenen wirtschaftlichen Kräfte für die Truppe und für die Heimat. Denn gerade auch die Heimat zieht großen Nutzen aus dieser Arbeit. Je erfolgreicher sie ist, um so fühlbarer ist die Entlastung der heimischen Wirtschaft in allen ihren Zweigen. Die Einheiten für diese Aufgaben sind schon vor Beginn des Feldzuges zusammengestellt und geschult worden, ihr Aufbau ist genau durchdacht, ihre Angehörigen sind sorgfältig ausgewählt und für die besondere Art ihres Einsatzes geeignet — alle Voraussetzungen dafür sind geschaffen, daß das Hinterland des Krieges nicht tot ist, nicht belastendes „besetztes Gebiet" bleibt, sondern zu einem lebendigen, arbeitenden, produzierenden Organismus wird.

Dafür also sorgen die Frontformationen der wehrwirtschaftlichen Organisation. Als IV Wi wird der wehrwirtschaftliche Verbindungsoffizier bei den AOK's bezeichnet, der der Armeeführung beratend zur Seite steht, ihr über den wirtschaftlichen Charakter des Operationsgebietes Bericht erstattet und ihr die unter wehrwirtschaftlichen Gesichtspunkten zweckmäßigen und notwendigen Wünsche vorträgt, die nach Möglichkeit auch berücksichtigt werden. So kann es nicht vorkommen, daß wirtschaftlich wichtige Anlagen ohne zwingende militärische Gründe durch eigene Kampfhandlungen zerstört werden oder wirtschaftlichen Schwerpunkten nicht die genügende Beachtung geschenkt wird. Seine Aufgabe ist es weiterhin, mit seinen Hilfskräften für die sofortige Inbetriebnahme wichtiger Betriebe zu sorgen, die vorhandenen Rohstoffe zu erkunden, Kraftwerke und Versorgungsbetriebe zu sichern und überhaupt die Wiederbelebung der Wirtschaft einzuleiten.

Dem IV Wi folgt das Wirtschaftskommando, die vorgeschobene Einheit der Wirtschaftsinspektion, auf dem Fuße, das auf dem schnellsten Wege das wirtschaftliche Leben in den Gebieten wiederherzustellen hat, über die eben der Krieg hinweggegangen ist.

Das hört sich vielleicht einfacher an, als es sich in Wirklichkeit anläßt. Die moderne Wirtschaft, noch dazu die in größeren Städten, ist ein komplizierter Organismus, in dem ein Rad ins andere greift. Als erstes müssen die Versorgungsbetriebe, Wasserwerk, Gas- und Elektrizitätswerk, wieder anlaufen, dann muß die Anzahl der in der Stadt verbleibenden Bevölkerung festgestellt und diese in ein geordnetes Arbeitsleben zurückgeführt werden. Das heißt, daß die Arbeiter möglichst schnell in die Werke zurückzubringen sind, und zwar in Werke, die weitgehend zerstört sind und unter großen Schwierigkeiten erst arbeitsfähig gemacht werden müssen. Die verschleppten Maschinen müssen gesucht und gefunden, die zerstörten repariert oder ausgetauscht werden, die Rohstoffe sind zu beschaffen und zu sichern, die vielerlei unbedingt benötigten Betriebsmittel — Kohle, Öl, Chemikalien — unbedingt sicherzustellen. Vor allem aber: die vorhandenen Lebensmittel sind zusammenzufassen und zu rationieren, die für die Arbeit zur Verfügung stehenden Bevölkerungsteile auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen. Von der Maschinenmontage bis zur Bergung der Ernte und Vorbereitung der Aussaat, von der Errichtung eines Arbeitsamtes bis zur Schaffung oder Ausgabe von gültigen Zahlungsmitteln muß ein neuer wirtschaftlicher Organismus geschaffen werden, aus Schutt und Trümmern erstehen.

Um solche Aufgaben zu bewältigen, braucht man Fachleute. Daher gehören den wehrwirtschaftlichen Einheiten erfahrene und erprobte Praktiker der Wirtschaft an, die als Offiziere, Sonderführer, Kriegsverwaltungsbeamte oder auch als Unteroffiziere und Mannschaften Dienst tun. Vielfach haben diese Männer, die jetzt im Osten eingesetzt werden, schon eine große Erfahrung auf diesem Gebiet, die sie sich in den Feldzügen in Polen und im Westen erworben haben. Und gerade in sowjetischen Werken kommt es gelegentlich vor, daß dieser oder jener Ingenieur oder Techniker eines Technischen Bataillons deutsche Maschinen vorfindet, die ihm bestens vertraut sind oder an denen er in der Heimat gearbeitet hat.

So vollzieht sich der Einsatz jener Einheiten und Organisationen, die zu den modernsten Formationen des Heeres und der Wehrmacht gehören, bis sie auf den meisten Gebieten durch die Zivilverwaltung abgelöst werden. Der Erfolg dieses Einsatzes gehört zuerst der Truppe, für ihren vielfältigen und großen Bedarf laufen die wiederaufgebauten Werke an, für sie werden die neu organisierten Arbeiterkolonnen eingesetzt. So kann die Truppenversorgung aus dem rückwärtigen Operationsgebiet verbessert und gesichert werden, ohne daß die im Osten besonders langen Nachschubwege eine größere Belastung erfahren.

Aber die wehrwirtschaftliche Arbeit der Wehrmacht verfolgt auch ein Fernziel: sie will das Wirtschaftspotential der Heimat in schnellster und wirksamster Weise vergrößern. Der Wirtschaftskraft der kämpfenden Nation kommt in der modernen Kriegführung die größte Bedeutung zu. Fabriken, Rohstoffe und Arbeitskräfte wiegen schwer in der Waagschale des Krieges. Die Feinde Deutschlands trafen auf ein auch für den Wirtschaftskrieg gerüstetes Volk. Die hochindustrialisierten Städte, die Bergwerke und Ackerbaugebiete der besetzten Gebiete sollen diese wirtschaftliche Rüstung verstärken, sollen einen immer stärker werdenden Kraftzustrom darstellen, so daß die wirtschaftliche Aushöhlung nicht zum zweiten Male der kämpfenden Front die Kraft nehmen kann. Deutschlands Gegner haben den Begriff des „totalen Krieges" und vor allem des Wirtschaftskrieges geprägt — die deutsche Wehrmacht verfügt auch hier über moderne und scharfe Waffen, um auch auf diesem Kampffeld sich den Sieg zu sichern.

Beispiel POKROWSKOJE

Ein eisiger Sturm treibt den Schnee über die hartgefrorene Erde. Vorn in der Stellung warten die Kameraden auf Ablösung. Da gibt es nur eines: „Vor!“

ABWEHRKÄMPFE AN DER WINTERFRONT IM OSTEN / *Von Oberleutnant GÜNTHER HEYSING*

Nach der großen Kessel-Doppelschlacht bei Wjasma und Brjansk drängten die deutschen Panzerverbände in ungestümer Vorwärtsbewegung weiter nach Osten in Richtung auf Moskau zu. Manche Einheiten hatten in diesen Tagen Strecken bis zu 500 Kilometer in gewaltigen Zickzack- und Umfassungsmärschen auf Feldwegen, durch Wald, Sumpf, Ackerflur und Heideödland immer kämpfend durchmessen. Im Ring von Wjasma tobten die eingeschlossenen Hunderttausende ihren rasenden Totentanz und versuchten vergeblich, die Kesselwände zu durchbrechen. Hart am Rand der feindlichen Stellungen wurde der Nachschub für die inzwischen weiter nach Osten vorgehenden schnellen Truppen nachgeführt. Der gerade Weg von Westen her war noch durch den Feind, durch Sprengungen und Minenfelder gesperrt. Nur durch eine lange, vielgewundene Nabelschnur konnten an diesen Tagen die deutschen Spitzenreiter auf ihrem Wege in Richtung Moskau ernährt und versorgt werden. Dennoch wurde rücksichtslos dem zurückgehenden Gegner nachgesetzt. Es gelang im schneidigen Zufassen, den starken äußeren Ring der Moskauer Schutzstellung in der Nähe des historischen Schlachtfeldes vom August 1812 bei Borodino zu durchbrechen. Der geschlagene Feind wurde verfolgt bis zum letzten Mann, das heißt bei motorisierten Truppen bis zum letzten Tropfen Benzin, bis zur letzten Panzergranate und bis zum letzten Kanten Kommißbrot.

Da kam die regnerische Herbstwitterung, die sogleich mit dem unkultivierten Gelände ein starkes Bündnis schloß. Die berüchtigte Zeit der Wegelosigkeit brach herein. Das blieb naturgemäß nicht ohne Einfluß auf die deutsche Offensive, die der Feind nicht anzuhalten vermocht hatte. Dem bolschewistischen Gegner wurde auf diese Weise wieder einmal eine Galgenfrist vom Schicksal gewährt, während die Verfolger vor den Toren Moskaus den Kampf mit dem zähen Lehmschlamm des Smolensk-Moskauer Höhenrückens, mit dem unergründlichen Sumpf im Tal der Moskwa und ihrer Zuflüsse und mit den riesigen Wäldern aufnahmen. Die deutsche Führung wußte, daß jeder versäumte Tag ein gewaltiger Gewinn für den Gegner war, der sich beinahe stündlich durch Reserven verstärkte, die in aller Eile und aus allen Teilen des Riesenreiches herangezogen wurden. Aber die vollbeladenen Nachschubkolonnen mußten erst herankommen. Das dauerte seine Zeit, obwohl die Versorgungs- und Bautruppen jede helle Minute der kurzen Tage benutzten, um Lastwagen nach Lastwagen meterweise vorzuschleifen. Die Artillerie hängte die Geschütze von den Zugmaschinen, Pioniere, Flak- und Panzerregimenter schickten ihre schweren Kettenfahrzeuge nach hinten, um sie vor die Nachschubwagen zu spannen und sie so vorzuziehen. Aber es war doch alles in allem eine recht mühsame und viel Zeit kostende Arbeit.

Nur einem gelang es, den Schlamm rascher zu bezwingen. Es war der Soldat der deutschen Infanterie-Divisionen. Er hatte bei Wjasma den Feind bezwungen und kam nun hinter den vorausgeeilten Kameraden der Panzer- und motorisierten Verbände heranmarschiert. In endlosen Kolonnen rückte das graue Heer auf allen nur irgendwie gangbaren Wegen nach Osten. Die einzelnen Soldaten, wie wandelnde Lehmklumpen anzusehen, stapften wortlos Schritt für Schritt mit Waffen und Munition bepackt, mit ewig nassen Füßen und mit knurrendem Magen vorwärts. Die Fahrzeuge und Protzen wurden im Vierergespann, die Geschütze im Achterzug mitgeschleppt. Oft mußten die Infanteristen in die Speichen greifen und sich mit in die Stränge spannen, um ihren vierbeinigen Kameraden zu helfen. So schob sich eine Infanterie-Division nach der anderen vorn in die nur schwache Linie der schnellen Truppen ein.

Der Gegner hatte die Gunst der Stunde genutzt. Ihm stand ein leistungsfähiges, verhältnismäßig dichtes Straßennetz um Moskau mit zahlreichen großen Eisenbahnen nach Norden, Osten und Süden zur Verfügung. Sein Nachschub konnte rollen. Fabrikneue Waffen, Munition und Verpflegung wurden ungehindert herangebracht. Aus den angeschlagenen Divisionen, den Trümmern vernichteter Armeekorps und Arbeiterwehren, wurden neue Einheiten zusammengestellt. Dazu kamen aus dem Osten als Gerippe der Moskauer Verteidigungsarmee sibirische und mandschurische Truppenteile. Hunderttausende von Zivilisten, Männer, Frauen und sogar Kinder wurden zum Bau neuer Befestigungsgürtel zusammengetrieben und angesetzt. Die sowjetische Luftwaffe konnte von den betonierten Bahnen der großen Moskauer Flugplätze immer noch starten. Auch bei den Bolschewiken entstand in diesen letzten Oktoberwochen wieder eine neue Front. Der Kampf begann auf der ganzen langen Front aufs neue. Eine der deutschen Panzerdivisionen, die am weitesten vorgestoßen war, ragte damals nach Nordosten aus der allgemeinen Frontlinie wie ein langausgestreckter Zeigefinger, der die Angriffsrichtung wies, mitten in die sich von Tag zu Tag verstärkenden Feindmassen hinein. Vorne an der Spitze, im vordersten Dorf, lagen Panzer, dahinter kamen Schützen, Pioniere, Panzerjäger und Kradschützen. In jeder Ortschaft einige wenige Kompanien. Die Artillerie ging so, wie sie während des Vormarsches zugeteilt war, hinter den Höhen an den Dörfern oder zwischen den Häusern in Feuerstellung. Jedes der winzigen Nester wurde zu einer kleinen Burg umgestaltet, dazwischen war nichts als Wald und kleine Feldlichtungen, Bachabschnitte und Heideland. Einige völlig verschlammte und zerfahrene Feldwege waren die einzigen Verbindungsstraßen. Der Divisionsstab selbst siedelte in der Mitte, in Pokrowskoje.

Immer wieder rennen die Sowjets mit verbissener Hartnäckigkeit gegen die deutschen Stellungen im Mittelabschnitt der Ostfront an. Doch der deutsche Infanterist ist auf dem Posten. Sobald sich drüben die erste Welle der Angreifer vom Boden löst, setzt das starke deutsche Abwehrfeuer ein

Zuerst begann der Kampf gegen das Wetter und gegen das ihm verbündete Gelände. Jeden Morgen zogen Arbeitskommandos hinaus, um von Dorf zu Dorf erst einmal eine fahrbare Straße zu schaffen. Quer durch das Gelände wurde ein Knüppeldamm gebaut. Die Schützen und Kanoniere schlugen eine Unmenge von Bäumen, legten Stamm an Stamm in den Modder, während um sie her die Kameraden, das Gewehr im Arm, das Maschinengewehr in Stellung, sicherten. Schwere Waffen überwachten den Bau des viele Kilometer langen Dammes, der sich bald wie eine schmale, ausgelegte Rolljalousie quer durch Urwald und über Sturzäcker hinzog. Alle verfügbaren Kräfte waren zum Bau herangezogen. An den sichernden Geschützen saßen nur zwei Mann am Abzug. Es war eine Heidenarbeit, die oft genug durch störende Angriffe des Gegners unterbrochen wurde.

Von Tag zu Tag verstärkte sich der Druck des Gegners. Mit Artillerie, Granat- und Raketenwerfern schoß er ganz systematisch die Quartierdörfer nach und nach in Brand. Immer enger wurde die Belegung der restlichen Häuser. In ihnen saßen abends die Panzerschützen beim trüben Schein einer Lampe, die wegen Mangels an Petroleum mit Öl aus den Diesellastwagen oder mit einem Gemisch von Benzin und

Ein schwerer Granatwerfer greift in den Abwehrkampf gegen die Sowjets ein. In wirren Knäueln bleiben die Bolschewiken im zusammengefaßten Feuer der leichten und schweren Infanteriewaffen und der Artillerie vor den deutschen Stellungen liegen

Aufnahmen: Uffz. H. Werkmeister, Gefr. F. Hain (2), PK.-Maltry

Nachdem der sowjetische Angriff abgeschlagen ist, treten deutsche Einheiten zum Gegenstoß an, der tief bis in die feindlichen Befestigungen führt. Die sowjetische Artillerie versucht mit stärkstem Feuer die Einbruchsstelle abzuriegeln. Da geben die Gräben der Sowjets den vorstürmenden deutschen Infanteristen guten Schutz

Salz gespeist wurde. Sie brutzelten sich auf den großen Ziegelöfen ihren ewigen Kartoffelpamps. Die Stiefel wurden kaum noch trocken, und die Uniformen waren dünn und fadenscheinig. Aber der gute Mut verließ keinen von denen, die, hier vom Schlamm festgehalten, mitten im Feind lagen. Einmal mußte ja der Frost kommen, dann wurde das Gelände gang- und fahrbar, dann wurde wieder angegriffen. Inzwischen wuchs der Bohlenteppich von Dorf zu Dorf weiter. Im übrigen blieb der Tageslauf weiterhin: Bauen, Kämpfen, Wachen und Abwarten. In den sternklaren Nächten hörten die Posten über sich die deutschen Bomber nach Moskau ziehen; am Himmel im Osten geisterten lange schmale Strahlen der Scheinwerfer über der bolschewistischen Hauptstadt. Wie rote Sterne zersprangen fern über den schwarzen Waldrändern die Flakgranaten und wölbten sich wie Perlschnüre die Leuchtspurgeschoßbahnen über Moskau.

Und dann kam der Frost. Von allen sehnlichst erwartet, war er nun plötzlich da mit eisigem Wind, Schnee und hohen Kältegraden. Die Erde fror hart wie Eisen. Die Panzerfahrer wohnten in einer Kuhle, die sie sich hinter ihren Kampfwagen gegraben hatten, in der Erde. Hier waren sie gegen die dauernden Überfälle der feindlichen Artillerie verhältnismäßig sicher, aber von den Ölwannen der Panzer, die die Stubendecke bildeten, hingen die Eiszapfen ins „Zimmer", zwischen den Gleisketten pfiff trotz Stroh- und Heuverkleidung der eisige Wind. Waren die Füße erst nicht trocken geworden, so wurden sie jetzt nicht mehr warm. Wie zwei Eisklötze hingen sie am Leibe. Auch die Schützen hatten sich wie Füchse unterirdische Höhlen in den Waldrändern gegraben. Nur eine kleine blaue Rauchfahne, die plötzlich aus der Erde zwischen den Kiefernkusseln wehte, zeigte mitunter das Nest an, in dem 12 bis 15 Mann enganeinandergedrückt mit tränenden Augen um einen selbstgebauten Blechofen hockten. Der Knüppeldamm — die Verbindung nach hinten — war zwar fertig, 45 000 Stämme hatte man aneinandergelegt, aber der Frost hatte nun auch dem Gegner seine Beweglichkeit wiedergegeben; irgendwo griff er jetzt jeden Tag mit Artillerie- und Panzerunterstützung an, um die deutsche Panzerdivision, die wie ein Dorn nach Nordosten vorragte, zu schwächen und zu belästigen. Einmal setzte er sich mit seinen Panzern zwischen zwei der Dörfer auf den Knüppeldamm, zerschnitt die Fernsprechkabel, und niemand konnte durch. Das wäre besonders für die Verwundeten schlecht gewesen. Man hatte sie bisher immer noch, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, von vorn zurückgebracht. Unter erheblichen Anstrengungen wurde deshalb der Damm wieder freigefegt und Sicherungen auf dem ganzen Weg nach hinten aufgestellt. Die Posten standen mit ihren schußbereiten Waffen im Unterholz am Knüppeldamm. Rings um sie her nichts als große Einsamkeit und eisige Kälte. Der Wald drohte schwarz und undurchdringlich wie eine Mauer. Kaum zehn Meter weit konnte das Auge sehen. Irgendwo klapperte nervös ein Maschinengewehr. Mit regelmäßigen Abständen schmetterten hallend die Einschläge der sowjetischen Artillerie und schweren Granatwerfer in die Einsamkeit. Sonst war alles still und stumm. Die Posten froren und traten sich die Füße warm, bis sie wieder irgendwo durch das Knacken eines Astes aufmerksam wurden und mit angehaltenem Atem lauschten.

Stieß der Gegner wieder vor? Oder war es nur eine Täuschung?

Schweigend stand der dunkle Wald, und der Mann, der da an einen verschneiten Baum gelehnt, am Knüppeldamm lauerte, fühlte sich wie mit hundert Augen aus dem Unergründlichen angesehen.

In Pokrowskoje, wo die Division saß, zerschlug die feindliche Artillerie eine der kümmerlichen Quartierhütten nach der anderen. Überall im Dorf, auf den Höhen und in den Mulden der Ackerflur ringsum, war der weiße Schnee mit zahlreichen Einschlaglöchern schwarz betupft. Der Stab hatte, wie die Kompanien, Ausfälle an Toten und Verwundeten. Dennoch zweifelte man auch hier keine Minute daran, daß man durchhalten werde. Der General, das Ritterkreuz auf dem Pullover, war allen ein Beispiel der Ruhe und Zuversicht. Als der Granatensegen schließlich allzu unerträglich wurde, zog man in ein Nachbardorf um. Für den Feind war es ein leichtes, sich infolge der langen Dauer des Kampfes ein genaues Bild von der Aufstellung und Verteilung der deutschen Kräfte zu machen. Er hatte sicher in Pokrowskoje den deutschen Stab entdeckt. Hin und wieder wurde auch ein bolschewistischer Spion — meist waren es die Bewohner der Dörfer selbst, oft auch sogar Frauen und Mädchen — geschnappt. Ein Teil der Besatzung des Dorfes, der verbleiben mußte, zog in das einzige feste Haus. Die deutschen Soldaten lagen unten auf spärlichen Heulagern im Halbdunkel der Gewölbe. Ein großer Kanonenofen füllte den Raum mit Hitze und beißendem Qualm.

Am tollsten aber ging es vorne bei der Panzerspitze zu. Hier griff der Feind immer wieder mit Panzerunterstützung und nach heftiger Artillerievorbereitung an. Es entspannen sich wilde Abwehrkämpfe um die Dörfer, bei denen auch noch die letzten Bauernhäuser in Flammen aufgingen. Die Bolschewiken blieben meist in Haufen, zu wirren Knäueln geballt, vor den deutschen Stellungen liegen. An ihren Verwundeten konnte man die Härte der Soldaten dieser sibirischen Divisionen erkennen, die die Sowjets in vielen Tagen aus Charbarowsk bis vor Moskau quer durch Sibirien herangefahren hatten. Diese Burschen waren den Winterkrieg gewohnt. Der Feind griff mit Unterstützung vieler schwerer Kampfwagen an. Diese waren weiß gekalkt und kaum in der nebligen Unendlichkeit zu erkennen. Erst beim Schießen zeigten sie deutlich ihre Umrisse. Wenn sie auftauchten, gab es jedesmal einen Kampf „bis aufs Messer". Die deutschen Soldaten mußten manchem lieben Kameraden um Pokrowskoje seine letzte Wohnung mit blaugefrorenen, klammen Händen in den steinharten Boden hacken. Manchem Offizier und Kommandeur türmten sie abschiednehmend die hartgefrorenen Lehmbrocken auf die Zeltbahn. Aber sie gaben den Kampf nicht verloren, die Hoffnung auf eine baldige Wendung ihres Schicksals nicht auf. Der Rundfunk, die einzige Verbindung mit der fernen Heimat, brachte die Kunde von neuen großen deutschen Erfolgen im Norden und Süden der Ostfront.

Ähnlich wie bei der vorgeschobenen Panzerdivision war es damals bei allen vor Moskau eingesetzten deutschen Verbänden. Aber die Widerstandskraft war und ist ungebrochen. Ja, sie ist noch größer und härter geworden, und niemals zuvor ist der Kampf so zäh und erbittert gewesen wie in diesen Tagen und Wochen. Gerade jetzt beweist der deutsche Soldat sich Tag für Tag aufs neue in Kämpfen, die den immer wieder anrennenden Sowjets schwere Verluste kosten.

UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

SCHRIFTLEITUNG

Lieber Kamerad Hartmann!

Wir danken Dir für Deinen Brief. Mit allem, was Du darin über das Kriegserinnerungsbuch sagst, hast Du recht. Natürlich wäre es die ideale Lösung, wenn wir Bilder von Dir und Deinem kämpferischen Erlebnis brächten; aber dass das nicht möglich ist, siehst Du ja selber ein.

Sind die Aufnahmen, die wir für Dein und Deiner Kameraden Kriegserinnerungsbuch auf dieser Seite bringen, nicht dennoch für j e d e n von Euch wertvoll? Bist Du nicht auch schon so vorgestürmt wie beispielsweise die Kameraden auf einem dieser Bilder, bist Du nicht schon einmal in einer ganz ähnlichen Lage gewesen...?

Es kommt, meinen wir, nicht unbedingt darauf an, ob jedes Bild Eure Gesichter trägt, sondern vielmehr darauf, dass Ihr sagen könnt: "So war es auch bei uns, so und nicht anders!"

Und wenn Du später einmal aus der Zahl der Bilder, die wir hier veröffentlichen, zu einer Kampfschilderung von Dir das 'passende Bild' heraussuchst und in Dein Kriegserinnerungsbuch einklebst, dann wird sich auch jeder andere, dem Du dieses Buch in die Hand gibst, genau so wie Du alles vorstellen können.

Im übrigen danken wir Dir für den beigefügten Erlebnisbericht, den wir in einer der nächsten Folgen unserer Zeitschrift veröffentlichen werden. Sage auch Deinen Kameraden, dass sie ihre packendsten Erlebnisse aufschreiben und uns [...]nsenden.

[...]eradschaftlichen Grüssen und

Heil Hitler!
"Unser Heer"
Schriftleitung

Aufnahmen der Kriegsberichter E. Bauer, Leßmann, Hermann, Henisch (Prop.-Komp. 612), Lex (SS-PK), Tannenberg (Prop.-Komp. 694), Grimm

Der Igel wehrt sich

EIN BERICHT ÜBER DIE KÄMPFE IN KARELIEN

Von

Unteroffizier HANS H. HENNE

In einer Landschaft, für die es auf dem europäischen Kontinent keine Vergleiche gibt, tobt über dem Polarkreis der Kampf in Urwald und Sumpf. Ein Infanterie-Regiment macht eine „Motti“, wie die Finnen sagen. Die Bataillone umgehen den an der Vormarschstraße gelegenen sowjetischen „Bunkerberg“, indem sich die Infanteristen tagelang durch den Wald schleichen. Am Kilometer X, im Rücken des Feindes, erreichen sie die Urwaldstraße wieder und brechen in den feindlichen Nachschub ein.

Der Igel, den das Bataillon am Kilometer X der Straße gebildet hat, ist ausgebaut worden. Der Adjutant schreibt die Morgenmeldung an das Regiment. Es ist der 11. September.

Von vorn kommt ein Melder angekrochen.

Gruppe Mudra meldet Bewegung auf der Kimme und in der Mulde. Die Sowjets scheinen angreifen zu wollen.

Die Granatwerfer sind in Stellung gegangen. Alles ist bereit. Die Kompaniechefs sind verständigt.

Vor einer Stunde haben die Nachrichtensoldaten ihre Leitungen ausgelegt. Der Major hat befohlen, daß mit der Munition sparsam umgegangen werden soll. Das Regiment gibt durch, daß stärkere feindliche Kräfte einen Keil vorgetrieben haben. Mit Entsatz sei vorläufig nicht zu rechnen. Verwundetenrücktransport über den Trampelpfad sei ebenso unmöglich wie der Verkehr durch Melder. Der Feind bereitet eine Umgehung nördlich vor. Die anderen Bataillone werden in den nächsten Stunden genug zu tun haben.

Mudra lauert vorn hinter den Steinen. Er ist ganz wach. Laßt sie nur kommen, sie werden ihn und seine Gruppe bereit finden.

Drei Mann seiner Gruppe sind im Schutz der Dunkelheit vorgegangen und haben in der Mulde Minen ausgelegt. Die sind den Panzern zugedacht.

Ein Pfiff schrillt auf. Lang und gedehnt. Dumpfe, kurze Abschüsse hinter der Kimme.

Eins, zwei, drei, vier . . . Mudra zählt bis zehn, dann gibt er es auf. Das wird eine Hölle werden.

Die Steine in der Mulde rechts der Straße werden plötzlich lebendig. Sie kommen!

„Sie kommen!“ geht es von Mund zu Mund.

Die Lippen pressen sich zusammen. Die Augen glänzen hart.

Es orgelt und zischt in den Lüften. Ganz klein machen und fest an die Erde pressen! Die Straße zittert und bebt unter der Wucht der Explosionen. Rasendes feindliches Maschinengewehrfeuer setzt ein. Weiß der Teufel, wo die Burschen liegen und wie sie sich herangemacht haben. Der Wald vor dem Igel des Bataillons wimmelt von sowjetischen Soldaten. Hell klingt ihr „Üürraaah . . !“ Sie springen von Stamm zu Stamm, von Strauch zu Strauch, legen an, feuern und machen wieder einen Sprung.

„Nicht schießen!“ befiehlt Mudra. „Erst ’rankommen lassen, erst bis auf dreißig Meter ’rankommen lassen!“

Die Männer am Maschinengewehr fiebern. In Henrichs Hand zittert der Gurt. Die Munitionsschützen hocken ein paar Schritte abseits hinter einem kleinen Steinwall. Ihre Handgranaten liegen abzugsbereit vor ihnen.

„Üürraaah!“ schreien die Sowjets.

Jetzt stürmen sie die Mulde aufwärts, jetzt haben sie gleich die Minensperre erreicht.

„Feuer frei!“ schreit Mudra.

Die Garben sitzen. Überall tacken jetzt die Maschinengewehre. Der Igel wehrt sich. Das Bataillon am Kilometer X der Straße, die durch die Urwälder und Sümpfe Kareliens führt, schlägt zu. Der rasende Tod wirft sich den Anstürmenden entgegen und zerreißt ihre Linien. Aber noch geben die Sowjets nicht auf. Sie kriechen weiter. Bis auf Wurfweite. Schmeißen Eierhandgranaten.

„Runter in Deckung!“

So ein kleines rundes gelbbraunes Ding fällt auf die Steinbarrikade, rollt zwischen Mudras Arme.

Jetzt ist es aus, denkt Henrichs, jetzt ist es aus!

Blitzschnell hat Mudra die Granate zurückgeworfen. Drei Meter vor ihnen geht das Ding in die Luft. Drei Meter vor ihnen — aber sie haben nicht umsonst geschuftet in der Nacht und Steine geschleppt. Nur der Schütze Eins hat etwas abbekommen. Ein Splitter hat ihm den Uniformärmel aufgerissen und sitzt im Oberarm. Aber er will nicht zurück zum Verbandplatz. Nachher, jawoll, aber jetzt nicht. Jetzt gibt es wichtigere Dinge zu tun.

Das Maschinengewehrfeuer hat ausgesetzt. Da und dort ein paar Gewehrschüsse. Es muß mit der Munition gespart werden.

Die Sowjets haben sich zurückgezogen. Oder lauern sie noch hinter den Geröllbrocken in der Mulde? Da unten liegen ihre Toten. Für die nächste Stunde werden sie den Igel ungestört lassen. So lange, bis sie neue Reserven herangeführt haben. Dann wird der Tanz wieder beginnen.

Die Männer rauchen eine Zigarette. Vier Mann rauchen e i n e Zigarette. Man muß auch damit sparen. Mudra teilt das Brot auf. Die Ration muß für heute reichen. Der Kompaniechef kriecht heran und fragt, ob alles in Ordnung sei.

„Jawoll, Herr Oberleutnant, alles in Ordnung!“

„Nehmt euch vor den Scharfschützen in acht“, warnt der Oberleutnant. „Sie haben eben den Melder Lauterbach abgeschossen, als er über die Deckung sah. Scharfschützen und Granatwerfer . . ., achtet darauf!“

Auf dem Verbandplatz finden sich die Verwundeten ein. Der Oberarzt und die Sanitätssoldaten haben genug zu tun. Die meisten haben Splitterverletzungen, und die meisten kriechen, nachdem sie eine Spritze bekommen haben, wieder zu ihren Kompanien zurück. Nein, sie wollen nicht dableiben. Das kommt nicht in Frage. Sie wollen weitermachen!

Das Verbandzelt ist durchlöchert wie ein Sieb. Ein Volltreffer mitten in der Mulde. Er hat keinem etwas geschadet, nur das Zelt ist unbrauchbar geworden. Aber irgendeiner von den Männern hat am Muldenrand ein paar alte sowjetische Bunker ausgemacht. Die Schwerverletzten werden darin untergebracht. Dort sind sie sicher. An Abtransport ist nicht zu denken, solange mit dem Regiment keine Verbindung aufgenommen werden kann. Zudem teilt das Regiment mit, daß der Trampelpfad längs des Sees, den das Bataillon gestern passierte, durch sowjetische Spähtrupps gefährdet ist.

Gegen zehn Uhr beginnt der zweite Gegenangriff der Sowjets. Sie setzen Panzer ein. Zwei von ihnen fahren auf die Minen. Einer wird, als er eben über die Kimme brechen will, von Tuschinski erledigt.

Tuschinski aus Litzmannstadt ist der Held des Tages. Sein Name macht bei den Kompanien die Runde. Er hat zwölf „schwere Sachen“ mit den sowjetischen Geschützen dahin gefeuert, wo man die schweren feindlichen Granatwerfer vermutet.

In der Mulde liegen ganze Berge von Toten. Vielleicht sind Verwundete darunter, die sich nur tot stellen, um mit dem Anbruch der Dunkelheit zurückzukriechen oder überzulaufen.

Der Major hat Sorgen. Die Munition ist knapp geworden, genau so knapp wie der Proviant. Wenn doch der Bunkerberg genommen würde von den andern! Aber die Sowjets verteidigen sich noch immer zäh, kämpfen bis zum letzten Mann. Gewiß, der Berg wird fallen, muß fallen, weil denen da oben die Munition ausgehen wird. Aber wie lange wird das noch dauern, wie lange noch . . .?

Wenn der Gegner gleich wieder angreift, denkt der Major — und er wird bestimmt angreifen —, dann verschießen wir unsere letzten schweren Wurfgranaten. Die Neunte hat zwanzig Schuß Gewehrmunition auf den Mann gemeldet. Bei den anderen Kompanien steht's nicht besser.

Das Regiment teilt mit, daß mit Munitions- und Proviantabwurf durch Flieger im Laufe des Nachmittags zu rechnen sei. Aber nur, wenn das Wetter sich bessern würde. Vorläufig seien für Flieger keine Abwurfmöglichkeiten.

Ein schwacher Trost. Aber immerhin eine Hoffnung bleibt. Man wird durchhalten. —

Die Infanteristen wissen jetzt schon, wann es wieder losgeht. Zuerst setzen drüben die dumpfen, trockenen Abschüsse der Granatwerfer ein, dann schrillen die Trillerpfeifen der sowjetischen Offiziere, dann rattern die feindlichen Maschinengewehre.

Sie sind bereit. Sie haben ihren Hunger vergessen. Der Gefreite Rittgen beispielsweise ist über die Böschung gekrochen und hat drei sowjetische Maschinenpistolen mit Munition mitgebracht. Sie liegen neben ihm. Er wird die Sowjets mit ihren eigenen Waffen empfangen.

Aber der Tag vergeht schneller, als sie angenommen haben. Die Dämmerung kommt plötzlich und legt sich über Wald und Straße.

Gegen sieben Uhr schrillen drüben die Trillerpfeifen. Jetzt versuchen die Sowjets es im Schutz der kommenden Dunkelheit. Die Maschinengewehre rasen Dauerfeuer. Der letzte Gurt wird verschossen. Die letzte schwere Wurfgranate wird abgefeuert. Trotzdem kommen einige der Sowjets bis zu den ersten Stein-

Schäumend und wogend rauscht der Strom durch die Einsamkeit Kareliens. In dieser Urlandschaft kämpfen die Soldaten des deutschen und finnischen Heeres Seite an Seite gegen den gemeinsamen Feind

Aufnahme des finnischen Kriegsberichters Hedenström

In der Nebelfeuchte des karelischen Urwaldmorgens hat sich eine finnische MG-Bedienung an den feindlichen Bunker herangeschlichen und das Gewehr in Stellung gebracht

Aufnahme des finnischen Kriegsberichters Lilliacur

wällen und werfen ihre Handgranaten. Mudras Maschinengewehr wird zertrümmert.

Und Henrichs ... Henrichs sinkt plötzlich zusammen. Die Kameraden sprechen kein Wort. Sie hocken nicht mehr hinter den schützenden Steinen, sie stehen da, hochaufgerichtet, legen stehend freihändig an wie auf dem Exerzierplatz und schießen.

Der Wald ist seltsam starr und unheimlich. Aus seinem nachtschwarzen Schoß zucken die Blitze der Mündungsfeuer. Der Angriff ist zurückgewiesen worden.

Wenn der Major sich am Fernsprecher meldet, dann sagt er: „Hier Alkazar!" Auf seinem Gesicht liegt ein hartes Lächeln. Er ist stolz auf seine Kompanien, stolz auf seine Soldaten. Da liegen sie, eine Menscheninsel mitten im karelischen Urwald, ausgesetzt am Kilometer X der Straße, von allen Seiten vom Feind umgeben, von einem zähen, verbissenen Feind, und wehren sich, wie sie sich nie gewehrt haben. Sie haben kaum mehr Munition. Die paar Schuß, die die Schützen noch besaßen, sind eingegurtet worden für die Maschinengewehre. Die leichten Granatwerfer haben noch eine kleine Reserve an Wurfgranaten. E i n e n Angriff werden sie noch abschlagen können. Dann ist es zu Ende.

Ob es in dieser Nacht ein wenig Schlaf gibt? Kaum, denn es wird wieder kalt, und Feuer können nicht gemacht werden.

„Was wird", fragt der Oberarzt, „was wird aus den Verwundeten, wenn es hier aus ist, Herr Major?"

„Mein Lieber", sagt der Major ruhig, „mein Lieber, es wird nicht aus sein. Morgen früh werden wir Munition und Proviant vom Himmel bekommen, morgen früh sind wir durch den dicksten Dreck. Und wenn es nicht sein soll, dann werden wir hier auf der Mulde stehen und bis zum letzten Mann kämpfen. Sorgen Sie sich nicht um die Verwundeten!"

Der Oberarzt sieht den Major an. Mein Gott, denkt er, mein Gott, wie herrlich ist es, mit solchen Männern zu sein.

Er ist zum Umfallen müde gewesen, als er kam, aber nun fühlt er sich wieder frisch, als wäre ihm ein Wunder geschehen. Er kriecht langsam durch das Unterholz zurück und setzt sich zu seinen Verwundeten. Er fühlt durch die Dunkelheit, wie sie ihn anschauen, er fühlt ihre fragenden Blicke.

„Jungens, wir müssen durchhalten. Kann sein, daß morgen schon die Straße frei wird. Und habt keine Angst, wir halten den Igel, wir halten ihn. Darauf könnt ihr euch verlassen."

In diesem Augenblick kommt ein Melder vom Gefechtsstand. Zwei Sanis sollen sich beim Chef der neunten Kompanie melden. Sie können dort für die Verwundeten Zigaretten, Wein und warme Hirse empfangen.

„Du willst uns wohl auf den Arm nehmen, was?" schimpft einer der Verwundeten.

„Was ist denn da bei der Neunten los?" fragt der Oberarzt erstaunt.

„Von denen da drüben haben die die schönen Sachen, Herr Oberarzt", berichtet der Melder. „Die Sowjets haben alles höchst persönlich 'rübergebracht. Der Gefreite Hartmann und Lemke von der neunten Kompanie haben eine zwölf Mann starke Verpflegungskolonne gefangengenommen. Vier Tragtiere voll beladen mit Broten. Die Sowjets wollten so hintenherum und auf Schleichwegen zum Bunkerberg. Hartmann und Lemke lagen in Deckung und rauchten eine Zigarette, um nicht einzuschlafen. Plötzlich hören sie einen Gaul wiehern. Sie dachten zuerst, daß eins von unseren Tieren sich losgerissen hätte. Aber als sie dann Flüstern hörten, schauten sie mal so'n bißchen über die Deckung. Da sahen sie dann die Sowjets vor sich. Sie schrien ‚rukki werch!' und ballerten ein paar Schüsse los. Es ging alles blitzschnell. Keiner von den Sowjets wehrte sich. Sie kamen ganz brav über die Deckung. Sie waren einfach starr vor Entsetzen und vor Überraschung."

Der Oberarzt denkt: Es gibt doch noch Wunder. Aber es wurde auch die höchste Zeit.

Die Verwundeten sind alle wach geworden.

Es gibt Zigaretten, es gibt Brot, warme Hirse und Wein!

Das ist alles wie in einem Märchen.

Mudra liegt neben seinen Männern. Seit Stunden hat er kein Wort gesprochen. Vielleicht denkt er an Henrichs .. vielleicht denkt er daran, was morgen werden soll, wenn die Sowjets wieder angreifen. Dann steht er plötzlich auf.

„Ich will 'mal zum Chef kriechen, Jungens!"

Die Männer warten eine halbe Stunde. Warum kommt Mudra nicht zurück . . .? Sie machen sich Sorgen. Aber da schleicht sich etwas heran. Gott sei Dank, er ist wieder zurück.

„Hier", sagt er, „das ist für euch. Damit könnt ihr euch ein bißchen zudecken."

Er legt ihnen ein paar sowjetische Zeltplane vor die Nasen.

„Ich war unten in der Mulde, da liegen die Dinger in rauhen Mengen herum."

Kein Wort mehr sagt der Unteroffizier Mudra. Er liegt neben seinen Schützen und schaut ab und zu über die Deckung. Was wird der Morgen bringen . . .?

Fortsetzung in der nächsten Ausgabe:

„WIR HALTEN DIE STELLUNG!"

CLAUSEWITZ: Von der Kühnheit

Diese edle Schwungkraft, mit der die menschliche Seele sich über die drohendsten Gefahren erhebt, ist im Kriege auch als ein eigenes, wirksames Prinzip, d. h. als Kraftquelle, zu betrachten. In der Tat, in welchem Gebiet menschlicher Tätigkeit sollte die Kühnheit ihr Bürgerrecht haben, wenn es nicht im Kriege wäre?

Sie ist vom Troßknecht und Tambour bis zum Feldherrn hinauf die edelste Tugend, der rechte Stahl, welcher der Waffe ihre Schärfe und ihren Glanz gibt.

Gestehen wir uns nur: sie hat im Kriege sogar eigene Vorrechte. Über den Erfolg des Kalküls mit Raum, Zeit und Größe hinaus müssen ihr noch gewisse Prozente zugestanden werden, die sie jedesmal, wo sie sich überlegen zeigt, aus der Schwäche der andern zieht. Sie ist also eine wahrhaft schöpferische Kraft.

In dem großen Haufen ist die Kühnheit eine Kraft, deren vorzügliche Ausbildung nie zum Nachteil anderer Kräfte gereichen kann, weil der große Haufen durch die Rahmen und Gefüge der Schlachtordnung und des Dienstes an einen höheren Willen gebunden und also von fremder Einsicht geleitet wird. Hier bleibt die Kühnheit nur die zum Losschnellen immer gespannte Federkraft.

Je höher wir unter den Führern hinaufsteigen, je notwendiger wird es, daß der Kühnheit ein überlegender Geist zur Seite trete, daß sie nicht zwecklos, nicht ein blinder Stoß der Leidenschaft sei; denn immer weniger betrifft es die eigene Aufopferung, immer mehr knüpft sich die Erhaltung anderer und die Wohlfahrt eines Ganzen daran.

Selbst die Tollkühnheit, d. h. die Kühnheit ohne allen Zweck, ist nicht mit Geringschätzung anzusehen; im Grunde ist es dieselbe Kraft des Gemüts, nur ohne alles Zutun des Geistes, in einer Art von Leidenschaft ausgeübt. Nur wo die Kühnheit sich gegen den Gehorsam auflehnt, wo sie einen ausgesprochen höheren Willen geringschätzend verläßt: da muß sie, nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen des Ungehorsams, wie ein gefährliches Übel behandelt werden, denn nichts geht im Kriege über den Gehorsam.

Mit einem Heere, das von einem kühnen Volk ausgegangen und in welchem der Geist der Kühnheit immer genährt worden ist, lassen sich andere Dinge unternehmen als mit einem, das dieser kriegerischen Tüchtigkeit entfremdet ist.

Eine durch vorherrschenden Geist geleitete Kühnheit ist der Stempel des Helden; diese Kühnheit besteht nicht im Wagen gegen die Natur der Dinge, in einer plumpen Verletzung des Wahrscheinlichkeitsgesetzes, sondern in der kräftigen Unterstützung jener höheren Berechnung, den das Genie, die Schärfe des Urteils in Blitzesschnelle und nur halb bewußt durchlaufen hat, wenn er seine Wahl trifft. Je mehr die Kühnheit den Geist und die Einsicht beflügelt, um so weiter reichen diese mit ihrem Flug, um so umfassender wird der Blick, um so richtiger das Resultat; aber freilich immer nur in dem Sinn, daß mit den größeren Zwecken auch die größeren Gefahren verbunden bleiben.

So glauben wir denn, daß ohne Kühnheit kein ausgezeichneter Feldherr zu denken ist, daß ein solcher nie aus einem Menschen werden kann, dem diese Kraft des Gemüts nicht angeboren ist, die wir also als die erste Bedingung einer solchen Laufbahn ansehen.

Je größer diese Kraft noch ist, um so stärker ist der Flügelschlag des Genies, um so höher der Flug. Das Wagnis wird immer größer, aber das Ziel wächst mit ihm.

Aus Clausewitz „Vom Kriege"

Der Kaiser kann doch nicht alles!

Von CHARLES DE COSTER

Der pilgernde Uilenspiegel wäre gern ein Strauchdieb geworden, aber die Sträucher waren ihm zu gering. Er zog auf gut Glück die Straße nach Oudenaarde, wo damals eine Besatzung vlämischer Reiter lag, um die Stadt gegen die französischen Streifer zu verteidigen, die das Land verheerten wie die Heuschrecken.

Die Reiter befehligte ein Hauptmann, ein Friese von Geburt, Kornjuin mit Namen. Auch sie zogen aufs flache Land hinaus und plünderten das Volk, an dem also, wie gewöhnlich, von zwei Seiten gezehrt wurde. Als sie eines Tages raubbeladen heimritten, sahen Kornjuin und seine Leutnante Uilenspiegel, der von Gebratenem träumte, unter einem Baume liegen. „Wovon lebst du?" fragte Kornjuin. „Ich sterbe vor Hunger", sagte Uilenspiegel. „Was ist dein Handwerk?" „Pilgern ob meiner Sünden, den andern bei der Arbeit zusehn, seiltanzen, hübsche Gesichter malen, Messerschalen schnitzen, den Rommelpot spielen und die Trompete blasen."

Daß Uilenspiegel so kühnlich von der Trompete sprach, tat er deshalb, weil ihm zu Ohren gekommen war, daß die Stelle des Schloßwächters von Oudenaarde frei geworden war durch den Tod eines alten Mannes, der dieses Amt bekleidet hatte.

Kornjuin sagte zu ihm: „Du sollst der Stadttrompeter sein." Uilenspiegel folgte ihnen und wurde auf den höchsten Turm der Festung gesetzt in ein Lug, hübsch frei für alle vier Winde, ausgenommen den Südwind, der aus dem letzten Loch pfiff. Man sagte ihm, er habe zu blasen, wann er den Feind herankommen sehe; damit er deswegen allzeit einen freien Kopf und klare Augen habe, werde man ihm weder zuviel zu essen noch zu trinken geben.

Der Hauptmann und seine Soldaten blieben im Turm und schmausten alltäglich auf Kosten des flachen Landes. Uilenspiegel, der tagtäglich vergessen wurde und mit seiner magern Suppe vorliebnehmen mußte, fand nicht die mindeste Befriedigung in dem Dufte der Brühen. Die Franzosen kamen und trieben viel Hornvieh weg; Uilenspiegel nahm die Trompete nicht einmal in die Hand.

Kornjuin stieg zu ihm hinauf und fragte ihn: „Warum hast du nicht geblasen?" Uilenspiegel sagte: „Ich habe Euch nicht mit meinem Gratias stören wollen bei Euerm Essen."

Am nächsten Tage ordnete der Hauptmann eine große Schmauserei für sich und seine Soldaten an, aber Uilenspiegel wurde wieder vergessen. Eben wollten sie mit dem Schlingen anfangen, als Uilenspiegel in die Trompete stieß.

Kornjuin und seine Soldaten, in dem Glauben, das seien die Franzosen, ließen Wein und Fleisch, sprangen auf ihre Pferde und ritten hastig zur Stadt hinaus; aber sie trafen niemand im Felde als eine Kuh, die in der Sonne wiederkäute, und die nahmen sie mit.

Unterdessen hatte sich Uilenspiegel den Bauch mit Wein und Fleisch gestopft. Der Hauptmann traf ihn bei seiner Rückkehr, wie er lachend und mit wackelnden Beinen an der Saaltür lehnte. Er sagte zu ihm: „Das ist Verräterei, daß du Alarm bläst, wann du keinen Feind siehst, und nicht bläst, wann du ihn siehst."

„Herr Hauptmann", antwortete Uilenspiegel, „die vier Winde haben mich in meinem Turm derart aufgeblasen, daß ich weggeflogen wäre wie eine Blase, wenn ich nicht die Luft durch die Trompete ausgelassen hätte. Laßt mich heute henken oder ein andermal, wann Ihr einer Eselshaut bedürft für Euere Trommeln." Kornjuin ging, ohne ein Wort zu sagen.

Nun kam nach Oudenaarde die Zeitung, der gnädige Kaiser Karl werde mit einem edeln Geleite in die Stadt kommen. Aus diesem Anlasse gaben die Schöffen Uilenspiegel eine Brille, damit er Seine Heilige Majestät besser kommen sehe. Wann er sehe, daß der Kaiser bei Leupegem — das ist eine Viertelmeile von der Borgpoort — sei, so solle er drei Stöße ins Horn tun. So hätten die von der Stadt Zeit gehabt, die Glocken zu läuten, die Böller zu laden, die Speisen ans Feuer zu setzen und die Fässer anzuzapfen.

Eines Tages, gegen Mittag, als der Wind von Brabant wehte und der Himmel klar war, sah Uilenspiegel auf der Straße, die nach Leupegem führt, einen großen Trupp Reiter mit flatternden Federbüschen auf feurigen Rennern. Der, der stolz an der Spitze ritt, trug eine Mütze aus Goldstoff mit langen Federn. Uilenspiegel setzte seine Brille auf und sah, daß das der Kaiser Karl war. Der Zug ritt im Schritte; sie schlürften die frische Luft, die Hunger macht, aber Uilenspiegel dachte, sie hätten sonst immer einen fetten Tisch und könnten ganz gut einmal einen Tag fasten, ohne deswegen zu sterben. Er ließ sie also ruhig kommen und stieß nicht in die Trompete.

Unterdessen kam ein Bauer in die Stadt gelaufen und meldete, draußen habe er einen Trupp französischer Reiter gesehen, die auf Oudenaarde zuhielten, um alles zu verzehren und zu rauben. Auf diese Nachricht hin schloß der Wächter sein Tor und schickte einen Stadtknecht die andern Wächter verständigen. Aber die Reiter zechten ruhig, ohne davon etwas zu wissen.

Immer näher kam Seine Majestät, ärgerlich, daß er keine Spur von Glockengeläute, Kanonendonner und Büchsenschüssen vernahm. Er lauschte umsonst; er hörte nichts als das Glockenspiel, das die halbe Stunde läutete. Als er vors Tor kam, fand er es verschlossen; er pochte mit der Faust daran. Und die Herren seines Gefolges, ärgerlich wie er, brummten böse Worte. Der Torwächter schrie ihnen von der Mauer herunter zu, wenn sie nicht aufhörten mit dem Lärmen, werde er sie mit der Schrotbüchse anspritzen, um ihre Ungeduld abzukühlen. Wütend schrie Seine Majestät: „Blindes Schwein, kennst du deinen Kaiser nicht?"

Der Wächter erwiderte, daß die, die am meisten Gold auf sich hätten, deswegen nicht immer die kleinsten Schweine seien, daß er übrigens wisse, daß die Franzosen von Haus aus treffliche Schäker seien, in Anbetracht dessen, daß Kaiser Karl, der derzeit in Italien kriege, nicht vor den Toren Oudenaardes sein könne. Auf den Lärm kam aus dem Zeughaus ein alter Soldat herbei. Als er seine Nase über die Mauer steckte, sagte er: „Wächter, du irrst dich; das ist unser Kaiser. Ich kenne ihn gut, obwohl er alt geworden ist seit damals, als er Maria Vander Gheenst von hier auf das Schloß von Lalaing geführt hat." Der Wächter fiel, tot vor Angst, um wie ein Stock. Der Soldat nahm die Schlüssel von ihm und ging das Tor öffnen.

Der Kaiser fragte, warum man ihn solange habe warten lassen. Nachdem es ihm der Soldat gesagt hatte, befahl der Kaiser, das Tor wieder zu schließen und die Reiter Kornjuins zu holen; diese ließ er vor ihm herreiten und ihre Trommeln schlagen und ihre Pfeifen blasen. Langsam erwachten nun die Glocken, eine nach der andern, und läuteten in vollem Schwunge. So kam Seine Majestät mit kaiserlichem Spektakel auf den Großen Markt.

Bald war die Menge auf dem Platze groß.

Der Kaiser, wütend vor Zorn, fragte die zwei Bürgermeister, ob sie nicht gehenkt zu werden verdienten, weil sie es also an Ehrerbietung für ihren Herrscher hätten mangeln lassen. Die Bürgermeister antworteten, sie verdienten es in der Tat, aber Uilenspiegel, der Turmbläser, verdiene es noch mehr, weil man ihn auf die erste Nachricht von dem Besuch Seiner Majestät mit einer guten Brille ausgestattet und ihn auf den Turm gesetzt habe mit dem Auftrag, unverzüglich dreimal ins Horn zu stoßen, sobald er den kaiserlichen Zug kommen sehe; aber er habe es nicht getan.

Noch immer ärgerlich, befahl der Kaiser, Uilenspiegel zu holen.

„Warum", fragte er ihn, „hast du samt deiner trefflichen Brille bei meiner Ankunft nicht geblasen?" Bei diesen Worten hielt er wegen der Sonne die Hand vor die Augen und sah Uilenspiegel an.

Der hielt auch die Hand vor die Augen und antwortete, seitdem er bemerkt habe, daß Seine Majestät durch die Finger sehe, habe er die Brille nimmer brauchen wollen.

Der Kaiser sagte ihm, er werde gehenkt werden.

Der Henker und seine Schnapphähne wurden gerufen. Sie kamen mit einer Leiter und einem neuen Strick und nahmen Uilenspiegel beim Kragen.

Als man zur Richtstätte kam, wurde Uilenspiegel über die Leiter in die Höhe gezogen, und der Henker legte ihm den Strick um den Hals. Die Weber scharten sich um den Galgen. Das ganze versammelte Volk schrie „Gnade! Gnade für Uilenspiegel!" Uilenspiegel auf seiner Leiter sagte: „Erbarmen, gnädiger Kaiser!"

Der Kaiser hob die Hand und sagte: „Wenn der Taugenichts von mir etwas verlangt, was ich nicht tun kann, soll ihm sein Leben geschenkt sein!"

„Sprich, Uilenspiegel", schrie das Volk.

Die Frauen weinten und sagten: „Er kann nichts verlangen, der arme Kerl; denn der Kaiser kann alles." Und alle riefen: „Sprich, Uilenspiegel!"

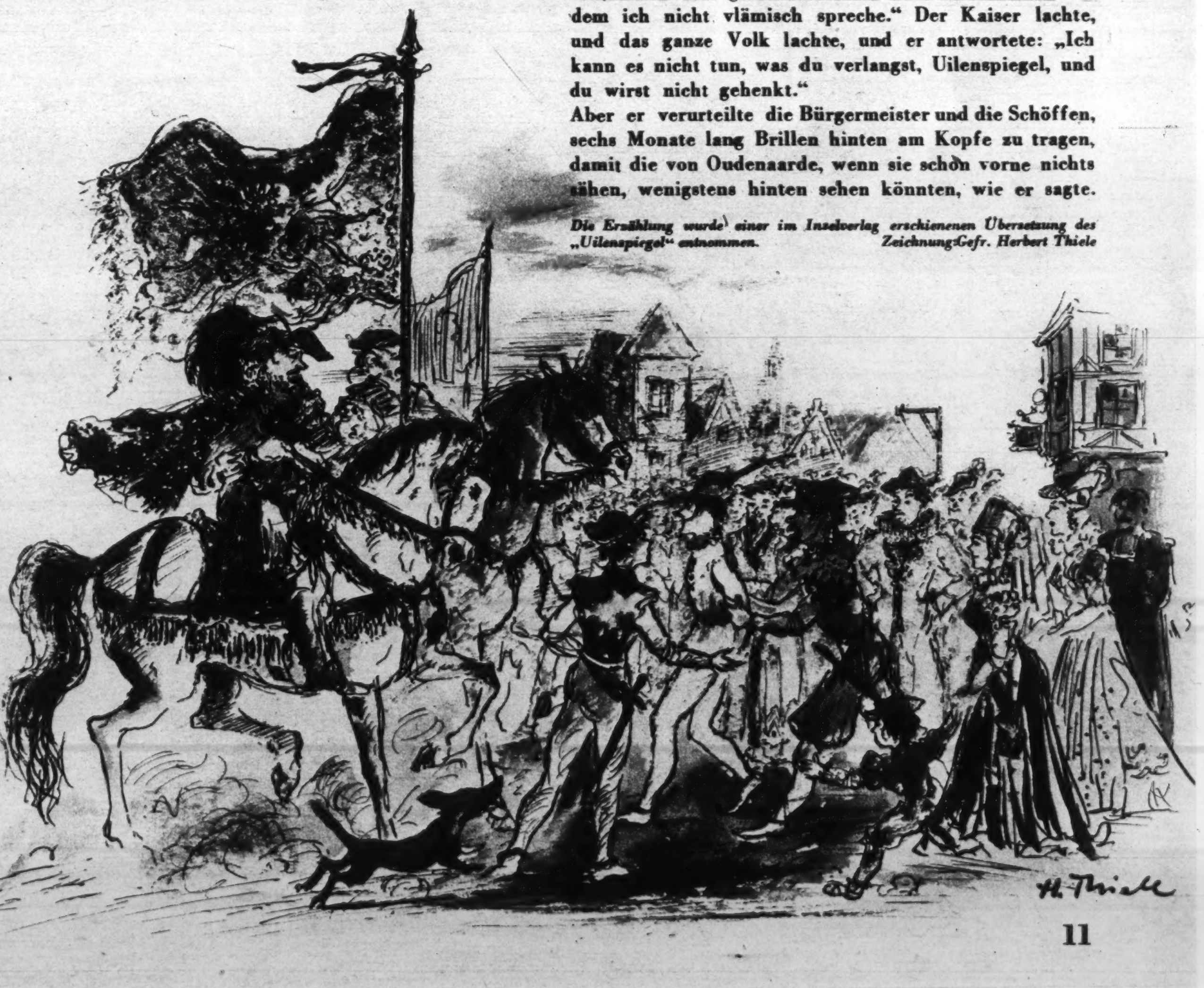
„Heilige Majestät", sagte Uilenspiegel, „ich werde euch nicht um Geld bitten, nicht um Gut, nicht um Leib und Leben, sondern nur um etwas, weswegen ihr mich, wenn ich es mich zu sagen getraue, nicht stäupen, nicht rädern sollt, bevor ich ins Jenseits wandere."

„Ich verspreche es", sagte der Kaiser.

„Majestät", sagte Uilenspiegel, „ich verlange, daß ihr mir, bevor ich gehenkt werde, den Mund küßt, mit dem ich nicht vlämisch spreche." Der Kaiser lachte, und das ganze Volk lachte, und er antwortete: „Ich kann es nicht tun, was du verlangst, Uilenspiegel, und du wirst nicht gehenkt."

Aber er verurteilte die Bürgermeister und die Schöffen, sechs Monate lang Brillen hinten am Kopfe zu tragen, damit die von Oudenaarde, wenn sie schon vorne nichts sähen, wenigstens hinten sehen könnten, wie er sagte.

Die Erzählung wurde einer im Inselverlag erschienenen Übersetzung des „Uilenspiegel" entnommen. *Zeichnung: Gefr. Herbert Thiele*



Langsam fliegen – das war die Rettung!

Der „Storch" befand sich auf einem Aufklärungsflug. Plötzlich erscheint ein englischer Jäger. In rasendem Flug stürzt er sich auf die deutsche Maschine. Diese geht sofort in Langsamflug über und bleibt dank ihrer besonderen Flugeigenschaften in der Luft fast auf der Stelle stehen. Der Brite – hiervon überrascht – vermag sich der neuen Situation nicht anzupassen. Aus 8 Rohren feuernd, rast die feindliche Maschine vorbei. Der „Storch" bleibt unversehrt.

Der „Storch" ist eine Schöpfung der

GERHARD FIESELER WERKE G.m.b.H. KASSEL

Traumaplast das heilende Wundpflaster

Traumaplast das heilende Wundpflaster

Traumaplast das heilende Wundpflaster

Die Haut dehnt sich

bei jeder Bewegung. Bei Verletzungen erschwert das die Heilung. Darum ist das Wundpflaster Traumaplast so straff, damit es die Wundränder zusammen hält.

TraumaPlast

lässt wehe Wunden schnell gesunden.

· In der gelben Packung, in allen Apotheken und Drogerien.

T10-I

Traumaplast das heilende Wundpflaster

KURZ UNTERRICHTET

CARL VON CLAUSEWITZ

Vor mehr als 160 Jahren, am 1. Juni 1780, wurde der preußische General Carl von Clausewitz als Sohn eines wegen seiner Verwundung im Siebenjährigen Kriege verabschiedeten preußischen Offiziers und Akziseeinnehmers zu Burg bei Magdeburg geboren. Während seines vielbewegten Lebens in den unruhigen Jahren nach der Französischen Revolution, in den Napoleonischen Kriegen und selbst noch in der anschließenden Friedenszeit trat Clausewitz nicht so an entscheidender Stelle hervor wie viele andere bedeutende Männer in der preußischen Armee der Freiheitskriege. Und doch hat dieser Mann, der den Soldatenberuf von seiner höchsten und idealsten Seite auffaßte, nicht gegen das Schicksal gehadert, das ihn von einer seinen großen Fähigkeiten entsprechenden Tätigkeit fernhielt. Über alles dies hat er sich hochgemuten Sinnes hinweggesetzt und sich eine neue Aufgabe gestellt. Er schrieb das Buch „Vom Kriege".

Durch dieses Standardwerk über den Krieg erfuhr die Welt, daß mit ihm ein Mann dahingegangen war, von dem mit Recht gesagt werden konnte: „Mögen mit Clausewitz viele reiche und große Talente in der Armee wetteifern, einen geordneteren Kopf hat sie in ihren Reihen jemals schwerlich gehabt." Seitdem hat dieses bedeutende Werk die Grundlage aller Anschauungen über „diese höchste Steigerung und gewaltsame Äußerung des wirklichen Lebens" gebildet, mit ihm begründete Clausewitz die Wehrwissenschaft als grundlegende politische und völkische Disziplin. Graf Schlieffen bezeichnet es als „eine Tat, für die die preußische Armee und später das gesamte deutsche Heer dem großen Denker unauslöschlichen Dank schuldet. Die Überlegenheit unserer Führung, die sich auf den Schlachtfeldern von 1866, 1870 und 1871 offenbarte, wurzelte ganz wesentlich in dem Werk ‚Vom Kriege', an dem sich ganze Geschlechter bedeutender Soldaten herangebildet haben".

Clausewitz' Lehre „Vom Kriege" ist auch heute noch gültig, denn sie schildert den Krieg so, wie er in Wirklichkeit ist. Sie wendet sich heute, im Zeitalter des totalen, d. h. nicht allein auf die Wehrmacht beschränkten Krieges an das ganze Volk. Denn ein jeder steht ja in diesem Abwehrkampf, ob an der Front, ob in der Heimat. Ein jeder braucht aber auch das Rüstzeug dazu, das soldatische Denken, den militärischen Gehorsam und den Wehrwillen als stärkste Abwehrkraft gegen alle Heimsuchungen dieses totalen Krieges. Darum ist Clausewitz' Werk — mögen auch einzelne Thesen von der Entwicklung inzwischen korrigiert sein — zeitnah wie je vordem. Gerade unser im härtesten Lebenskampfe stehendes Geschlecht wird aus ihm Wirklichkeitssinn, Kraft und Zuversicht schöpfen!

Eine rätselhafte Meldung!

Anekdote zum Entziffern

9 1 der 1 2 3 4 5 vom 28. zum 29. Juni 1864 14 7 5 8 5 7 1 10 9 7 11 12 7 13 14 14 7 1 nach 10 7 12 Insel Alsen über. Vor Beginn 10 7 12 Aktion 14 2 1 10 5 7 10 7 12 Kommandierende General Herwarth von Bittenfeld 7 9 1 7 1 Soldaten zur Föhrde, 13 15 feststellen zu 6 2 14 14 7 1, ob noch feindliche Schiffe 10 2 12 9 1 lägen. Nach zwanzig 15 9 1 13 5 7 1 war 10 7 12 Soldat zurück und 15 7 6 10 7 5 7: „Musketier Pieschke von 11 2 5 12 16 13 9 6 6 7 zurück. 9 1 10 7 12 Föhrde lag 7 9 1 Kanonenboot, 2 6 14 7 5 15 9 12 sah, erschrak 7 5 13 1 10 4 2 13 5 7 ab."

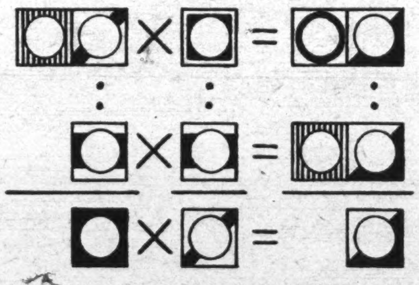
Für jede Ziffer ist ein Buchstabe einzusetzen, gleiche Ziffern bedeuten stets gleiche Buchstaben. Bei richtiger Lösung entstehen die Füllwörter zu unserer Anekdote.

Wir suchen ein Vorwort

Amt, Kutsche, Bote, Horn
Mohn, Schlange, Herr, Stein
Diana, Ster, Zucht, Land
Ente, Sperre, Wind, Sohle
Stein, Krone, Nerv, Arzt
Ausgang, Lage, Ar, Stand
Bombe, Ballett, Lauf, Gang
Tusche, Gina, Magen, Mus

Für die Wörter jeder Waagerechten ist eine Vorsilbe zu suchen. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben dieser Vorsilben den Namen des deutschen Tonsetzers, der die Oper „Christelflein" komponiert hat.

Raten und Rechnen

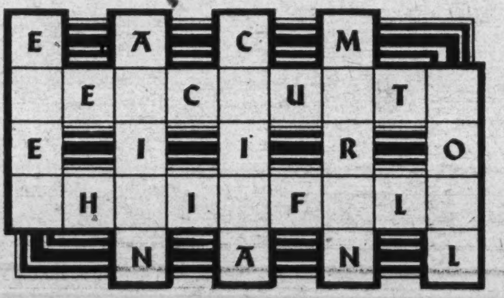


Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die — in die runden Felder eingesetzt — die senkrechten und waagerechten Rechenaufgaben richtig lösen.

Ohne Anfang und Ende

a — a — be — be — el — el — ern — ern — le — le — mel — mel — ne — ne — nor — nor — rom — rom — ta — ta — tau — tau — te — te — the — the — wa — wa.

Aus obenstehenden Silben sind 14 zweisilbige Hauptwörter zu bilden, und zwar soll die Schlußsilbe des ersten Wortes zugleich auch Anfangssilbe des zweiten sein usw., so daß bei richtiger Lösung alle Wörter eine geschlossene Kette bilden.



Kreuzgitter

In die freien Felder der Figur sind Buchstaben einzusetzen, so daß ein Gitterwerk sich kreuzender Wörter entsteht. Die Erklärungen der Wörter sind unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur angegeben. Die bereits eingetragenen Buchstaben dienen zur Kontrolle.

Die Hauptwaffe der Artillerie — Stadt im Sudetenland — Abgabe — Erdteil — große Stromschnelle eines deutschen Flusses — asiatisches Reich — Stadt an der Etsch.

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Nummer

Punkte, auf die es ankommt (Suchrätsel): Steinadler, Begutachtung, Gerichtskosten, Anfangsgründe, Vaterland, Zisterne, Hornisten, Lebensversicherung, Amselnest, Obstschale, Sägemühle, Genugtuung. — Ein guter Infanterist ist sich selbst genug.

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Stahl, 4. Ihna, 7. Arve, 8. Trieb, 9. Lore, 11. Epp, 13. Ute, 14. Flieger, 16. Agraffe, 18. Ahn, 20. Tun, 22. Sitz, 24. Argon, 25. Emir, 26. Toul, 27. Drina.

Senkrecht: 1. Sage, 2. Tropf, 3. Hel, 4. Ire, 5. Nest, 6. Abtei, 8. Tragant, 10. Oberlin, 12. Plan, 13. Urft, 15. Marat, 17. Eutin, 19. Hero, 21. Nora, 22. Sol, 23. Zer.

Aus Küche und Haus: Erbsmus, Erasmus.

Rösselsprung:

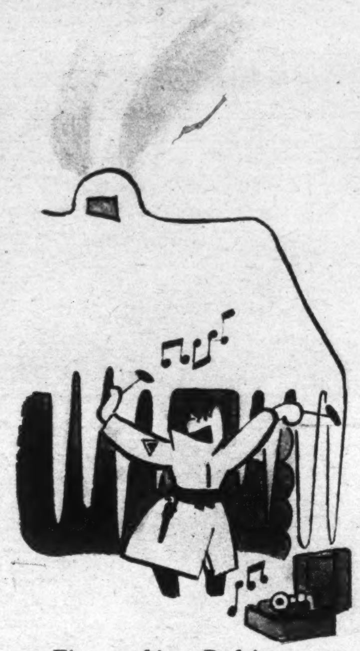
Nicht Achtung kannst du dem,
Der dich nicht achtet, schenken,
Oder du mußt sogleich
Von dir geringer denken.
(Friedrich Rückert.)

Kalte Platten, die erwärmen

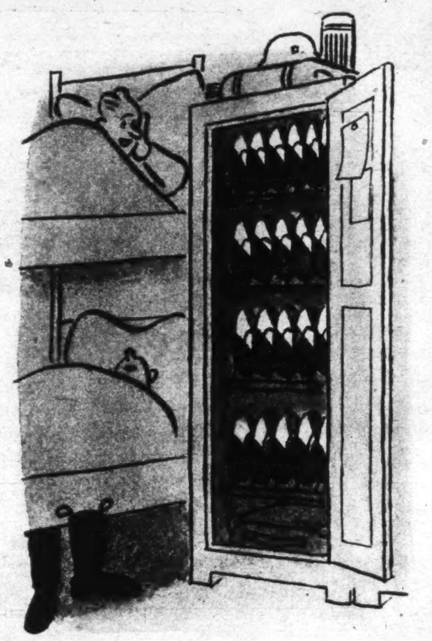
serviert vom

Gefreiten WERNER KRUSE

„Heute kommen wir dran!“ Der PvD (Plattenspieler vom Dienst) kommt

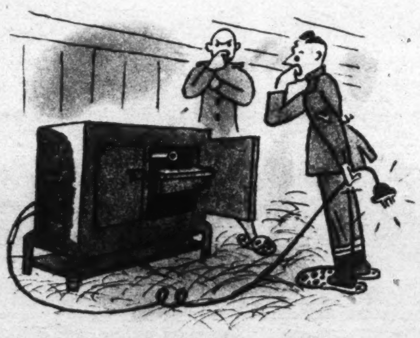


Eine „zackige“ Begleitung

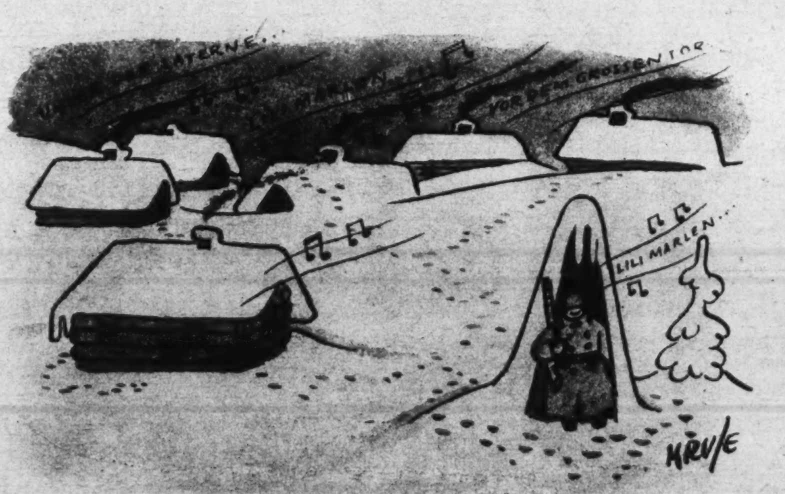


Das Plattenspind, der Stolz der Kompanie

Die russische Beuteplatte und ihre Kritik



Prima Plattenspieler, kaukasisch Nußbaum, Allstrom, sucht passenden Anschluß



Ja, wenn man soo'ne Musik hört . . .

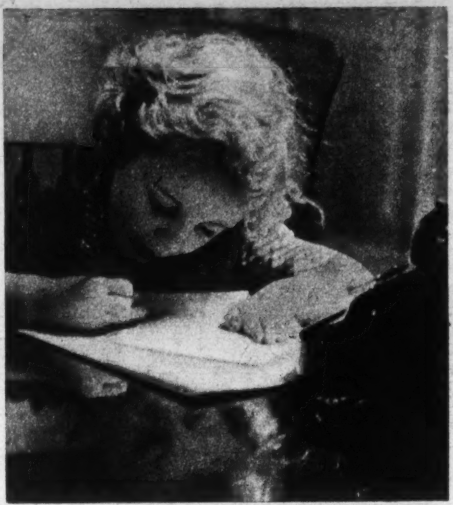
Kölner FORD-WAGEN
waren mit dabei!

Auf den schlechten Straßen in Polen, auf schmalen, steilen Bergpässen Norwegens und beim schnellen Vorstoß durch Holland, Belgien und Frankreich waren Kölner Ford-Wagen den tapferen Soldaten treue Helfer.

Auch für den friedensmäßigen Aufbau Großdeutschlands stehen sie wieder bereit.

FORD-WERKE AG., KÖLN AM RHEIN

Togal ist in allen Apotheken zum Preise von RM. 0,89 und 2,19 erhältlich



„Lieber Soldat! Mama schenkt Dir Vatis Pelzmantel, und ich schreibe Dir, ohne daß sie es weiß"

Schnell in die Tasche, ehe der Mantel abgeholt wird. Es hat weiter niemand gesehen.

Auf Wachtposten bei Kiew, kurze Zeit darauf. „Was steckt da in der Tasche? Nanu, ein Brief?"

„... damit Du nicht frierst. Schreibst Du mir auch mal? Das gibt eine Überraschung ..."

Aufnahmen: Gefreiter Hartmann

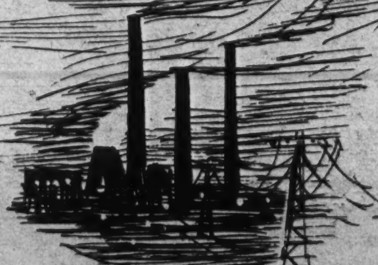
„Pelzpost" aus der Heimat

Die schaffende Frau

„... Du schreibst, daß Du auch im neuen Jahr arbeiten willst, soviel Du kannst, denn um so eher komme ich ja nach Hause. Das aber finden wir hier an der Front gerade so großartig an Euch, daß Ihr nicht allein Eure Arbeit tut, sondern daß Ihr auch mit dem Herzen dabei seid und darum das Lachen nicht verlernt habt ..."

Aus einem Feldpostbrief.

Das ist kein aufgesetztes Fotolächeln. Sie arbeitet in einer Glühbirnen-Fabrik, nicht weil es das Arbeitsamt so haben will, sondern weil es ihr Freude macht, in dieser Zeit „ihren Mann zu stehen".

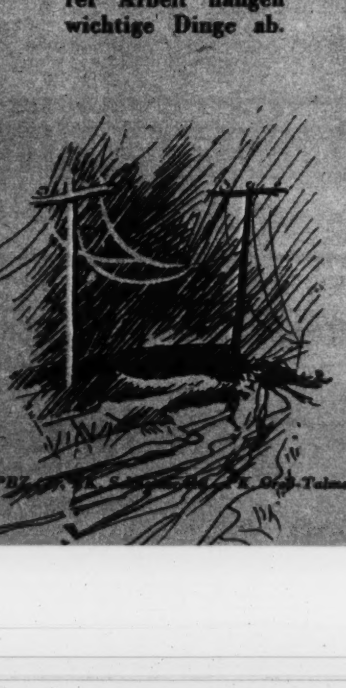


Der Bauer ging vom Hofe und wurde Soldat. Der Traktor aber steht nicht still. Die junge Bäuerin fährt ihn so sicher wie ihr Mann.

Peter S., der an der Ostfront steht, wird seine Frau nicht wiedererkennen. Aus dem „Heimchen“, das nur das kleine Zuhause und die Sorge für den Mann kannte, ist eine junge, tüchtige und forsche Aufsichtsbeamtin auf einem Vorortbahnhof geworden.

Die Operationsschwester ist die verantwortungsvolle Gehilfin des Arztes. Sie sieht die ernsten Seiten des Krieges, aber sie ist wohl die glücklichste aller Frauen, weil sie helfen, trösten und Leiden lindern kann.

Die junge Nachrichtenhelferin nimmt einen Fernspruch auf. Da wird der sonst immer fröhliche Ausdruck ihres Gesichts ernst und gesammelt, denn von der Genauigkeit ihrer Arbeit hängen wichtige Dinge ab.



Aufnahmen: PK. Weber-Scherl, PBZ [illegible], PK. [illegible], PK. Groß-Talmon

Drei Musketiere' drei Kavaliere für die ‚Freiheit' treten sie ein...

Die zwei christlichen Musketiere Churchill und Stalin betrachten sinnend das wackere Treiben ihres Kampfgefährten Roosevelt. „Was tut Bruder Franklin in unserer Sache?“ fragen sie sich. Unser Mitarbeiter Leo von Malachowski, der in geheimer Mission in Washington weilt, berichtet uns hier über die

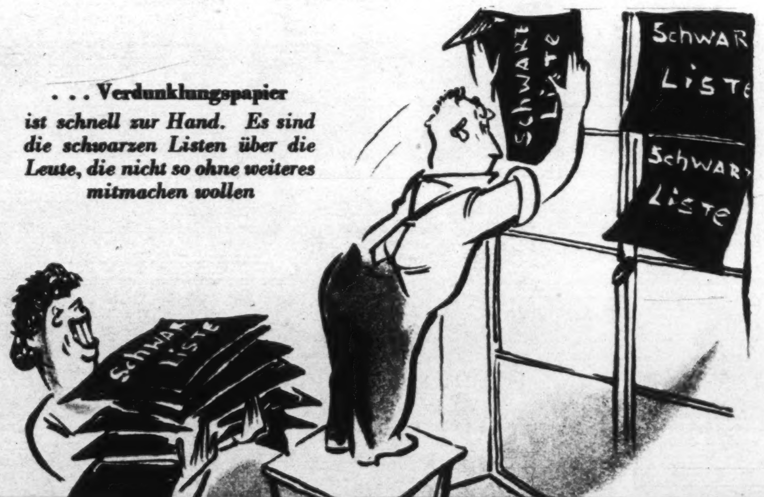
Verdunklung in USA:

Das Weiße Haus wird schwarz gestrichen

Musketier Roosevelt findet das genau so reizend, wie überhaupt den ganzen Krieg. Amazone Eleanor leistet ihm fröhlichen Beistand. Das notwendige . . .

. . . Verdunklungspapier

ist schnell zur Hand. Es sind die schwarzen Listen über die Leute, die nicht so ohne weiteres mitmachen wollen



„Die Nigger sind ja verdunkelt, meine Herren“,

erklärte der Präsident auf geheimer Konferenz lächelnd, „wir sind eben das Land der wirklich unbegrenzten Möglichkeiten!“

Zeichnungen: Leo von Malachowski

Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht / Verlag „Die Wehrmacht“ K.-G., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25, Fernruf 174721. Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff, Berlin.

Ihr kennt sie aus dem Frontkino …

Vier Lieder klingen in einem Soldatenherzen

„In einer Nacht im Mai“ sang sie und mit „rotem Mohn“ „meine kleine Lieblingsmelodie“ „unter der Laterne“

und vier Bilder hängen an der Bunkerwand

Aufnahme: Gefr. Hartmann